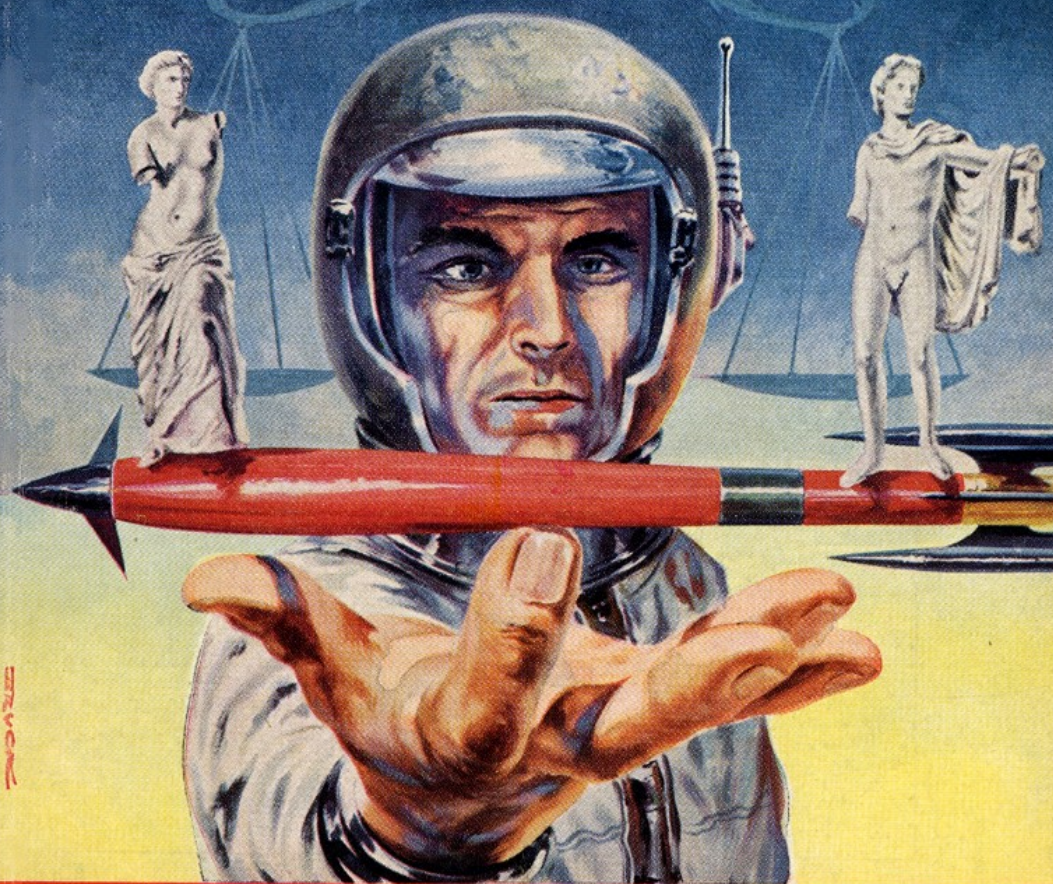


JOHN BRUNNER

Ein Planet zu verschenken

(THE WORLD SWAPPERS)



Die Fremden kommen - und der große Plan
verlangt die Aufgabe einer Welt...

1.- DM

Österreich S. 7. -
Schweiz Fr. 1.20
Italien Lire 200

Sonderpreis Berlin 70 Pfg.



Sonderband 63

JOHN BRUNNER

Ein Planet zu verschenken



MOEWIG-VERLAG • MÜNCHEN

Originaltitel: THE WORLD SWAPPERS
Aus dem Englischen übersetzt von Horst Mayer

– Ein deutscher Erstdruck

TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türkenstraße 24. Postscheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zeitschriftenhandlungen. – Preis je Band DM 1. – . Scan by Brizzo 06/2008 – Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg. – Printed in Germany 1962. – Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 gültig. – Für die Herausgabe und Auslieferung in Österreich verantwortlich: Farago & Co. Baden bei Wien – Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lesezirkeln geführt und nicht zum gewerblichen Umtausch verwendet werden.

1.

Mit einer Handbewegung schleuderte Counce den Rest seiner Zigarette in die Luft. Der glühende Stummel flog im weiten Bogen über den Rand des Bootes und verlöschte zischend in den grünen Fluten des Pazifiks. Counce saß mit dem Rücken gegen die von der Sonne angewärmte Hülle des Propulsors gelehnt und hatte die Beine bequem auf den Bootsrand gelegt.

Eine Möwe schoß in einem eleganten Bogen aus dem blauen Himmel und fischte den bereits aufgeweichten Stummel aus dem Wasser. Einen Augenblick später ließ sie den Fang wieder fallen und flog ärgerlich kreischend davon. Counce folgte dem Flug der Möwe mit den Augen, solange es möglich war.

Dann schloß er die Augen und rührte sich einige Zeit nicht. Er schien der Welt völlig entrückt zu sein und auf eine innere Stimme zu lauschen. Ein paar Minuten später streckte er mit einer plötzlichen Bewegung die Hände aus, schaltete den Antrieb ein und riß das Ruder herum. Das Boot beschrieb einen engen Bogen und blieb dann wieder leicht schaukelnd auf den Wellen liegen. Über dem Propulsor stieg eine dünne Dampfwolke in die Luft und löste sich langsam auf. Counce blickte durch die dunklen Gläser seiner Brille zum Horizont.

Kein anderer hätte aus dieser Richtung etwas erwartet. Counce war jedoch aus bestimmten Gründen genau zu dieser Zeit an dieser Stelle und blickte angestrengt zum dunstigen Horizont.

Weit hinter sich wußte er die riesigen Anlagen, die sich Jahr für Jahr weiter nach Süden erstreckten und immer mehr Meerwasser durch komplizierte Filter drückten, um die im Wasser gelösten organischen und anorganischen Bestandteile zu gewinnen. Rechts von ihm, gerade noch am Horizont zu erkennen, lagen die schwimmenden Algenfarmen, und an der linken Seite ragten die Häuser des exklusiven Seeland-Wohnbezirks in den bläulichen Dunst. Vor ihm lag jedoch das sich am Horizont mit dem blauen Himmel verschmelzende, leicht bewegte Meer.

Plötzlich tauchte ein leuchtender Punkt am Himmel auf. Es sah fast so aus, als wäre die Venus vorzeitig und fern von ihrer Bahn über den Horizont gekommen. Die gleißende Sonne erschwerte die Sicht, doch Counce hatte vorgesorgt und trug eine dunkle Brille. Der leuchtende Punkt wurde schnell größer und kam überraschend schnell näher. Counce schätzte die Geschwindigkeit auf zwölfhundert Stundenkilometer.

Allmählich nahm das heranrasende Objekt erkennbare Formen an. Erst erkannte Counce den Rumpf, dann die rotglühenden Flügel und zum Schluß die dünnen Leitflossen für die Wasserung und Unterwasserfahrt.

Die Leitflossen berührten das aufgischtende Wasser und bremsten die Fahrt schnell ab. Das Schiff war noch immer mindestens zwanzig Kilometer von Counce entfernt, aber seine enorme Größe war nicht zu verkennen. Die Größe war nicht weiter verwunderlich, denn ein Schiff, das eine etwa zwölfköpfige Mannschaft über eine Entfernung von einigen hundert Parsecs tragen mußte, konnte eben nicht unauffällig klein sein.

Das aufspritzende Wasser verdampfte sofort. Das Metall der vom Luftwiderstand erhitzten Flügel kreischte bei der plötzlichen Abkühlung durch das kühle Meerwasser. Das Schiff rutschte noch eine weite Strecke über die Wasseroberfläche, ehe es nicht weit von Counce entfernt die Fahrt verlor und leicht auf den Wellen schaukelte.

Counce wußte, daß die Detektoren des Schiffes den Meeresboden abtasteten. Ein Gipfel des Unterwasser-Höhenzuges würde dann dem Traktorstrahl als Ankerpunkt dienen.

Kaum tausend Meter vor Counce kam das große Flugschiff endlich zur Ruhe – und verschwand.

Counce stand seufzend auf, nahm die dunkle Brille ab und steckte sie in die Tasche seiner Badehose. Der Boden seines kleinen Bootes begann bereits heiß zu werden. Das konnte nur bedeuten, daß die Besatzung des unsichtbar gewordenen Schiffes kein Risiko eingehen wollte. War Bassett irgendwie gewarnt worden? Counce glaubte es nicht recht, wollte diese Möglichkeit aber nicht ohne weiteres ausschließen.

Mit einem Satz war er über Bord und tauchte in die Fluten. Keinen Augenblick zu früh, denn im gleichen Moment hatte der Ultraschallstrahl die kritische Resonanz des Bootes gefunden. Das Boot fiel augenblicklich in dampfende Einzelteile auseinander und versank. Der schwere, abgeschirmte Propulsor war unrettbar verloren. Counce hörte ein metallisches Geräusch und wußte, daß eine Automatik den Reaktor stillgelegt hatte. Alle Bootsmotoren waren mit diesem Schutz ausgerüstet, um bei einem eventuellen Untergang eine schwere radioaktive Verseuchung des Meerwassers zu verhüten.

Counce spürte die Wärme, die durch die Vernichtung des Bootes entstanden war. Er blieb aber vorerst an der gleichen Stelle und blickte in die Richtung, aus der Gefahr drohte. Sein Verbleiben an der gleichen Stelle hatte auch noch einen anderen Zweck. Der Reaktor des Propulsors war gleich nach dem Eintauchen außer Betrieb gesetzt worden, hatte aber sicher noch die nähere Umgebung leicht verseucht. Diese Strahlung würde die Detektoren des Schiffes für eine Weile behindern. Counce hatte also noch genügend Zeit, seine Lungen durch tiefes Atmen mit Sauerstoff zu füllen.

Dann schwamm er auf die Stelle zu, an der das große Schiff plötzlich verschwunden war. Er konnte es nicht sehen, ein Strahlengürtel schützte es vor Entdeckung.

Counce erreichte die unsichtbarmachende Barriere schneller, als er gedacht hatte. Er spürte die Energie in den Fingerspitzen kitzeln und zog die Hand schnell wieder zurück. Das prickelnde Gefühl verriet ihm, daß die Energieerzeuger des Schiffes mit voller Kraft arbeiteten.

Er wußte, daß er den energetischen Schutzgürtel nur von unten durchbrechen konnte. Es würde nicht leicht sein, aber er hatte sich ja lange genug darauf vorbereitet und wußte genau, was er zu tun hatte.

Natürlich war das Schiff auch nach unten hin abgeschirmt, aber mit einigem Geschick ließ sich diese leichtere Abschirmung durchbrechen. Counce tauchte unter. Fischschwärme zogen träge an ihm vorüber. Der Druck in den Ohren wurde fast unerträglich, aber Counce mußte noch tiefer hinunter.

Genau sechs Minuten später tauchte er innerhalb des

Schutzgürtels auf. Er hatte es geschafft. Das Schiff schwamm tatsächlich auf der Wasseroberfläche. Kein Licht drang durch den Energiemantel, der das Schiff unsichtbar machte, nur von unten illuminierten durch das Wasser grüngefärbte Reflexe die glänzende Schiffshaut.

Zwei Männer standen in einer Luke und starrten ihn an. Das bewies, wie wenig sich Bassett auf die technischen Schutzmaßnahmen verließ. Anscheinend hatte er doch von Counce gehört und seine Vorbereitungen getroffen.

Counce registrierte alle Eindrücke, während er im Wasser schwamm und auf den fast sicheren Tod wartete.

Einer der beiden Männer kletterte auf den Flügel des Flugschiffes und blickte nachdenklich auf Counce herab, während der andere eine Maschinenpistole auf ihn richtete. Der Mann mit der Maschinenpistole war offensichtlich kein Anfänger, denn er zielte nicht direkt auf Counce, sondern kalkulierte sorgfältig die Ablenkung ein, die durch das Wasser entstehen mußte.

Nach einiger Zeit gab der Mann, den Counce für Bassett hielt, dem anderen ein Zeichen. Counce empfand ein Gefühl unendlicher Erleichterung, als der Schütze seine Waffe senkte. Er bedeutete schließlich keine Gefahr. Ein fast nackter, unbewaffneter und dazu noch im Wasser schwimmender Mann konnte kaum eine ernste Gefahr bedeuten.

„Los – komm rauf!“ rief der Mann mit der Maschinenpistole barsch und schaltete den Mechanismus einer ausfahrbaren Leiter ein.

Counce gab sich erschöpfter, als er in Wahrheit war und griff müde nach den Sprossen, die dicht vor seinem Gesicht ins Wasser tauchten. Er zog sich langsam nach oben und

blieb triefend vor dem Lukeneingang stehen. Dabei sah er sich möglichst unauffällig um.

Die runde Ausbuchtung hinter der Kanzel verriet ihm, daß das Schiff über einen Metchnikov-Antrieb verfügte. Derartige Motoren waren für Privatmaschinen nicht zugelassen und im allgemeinen überhaupt nicht erhältlich, doch Bassett verfügte über weitreichende Beziehungen und brauchte auf nichts zu verzichten, was er unbedingt haben wollte.

„Gib dem Burschen ein Handtuch. Lecoq!“ rief der Mann mit der Maschinenpistole in das Schiff. Einen Augenblick später kam ein Handtuch durch die Luftschleuse geflogen. Counce fing es geschickt auf, fast zu geschickt für einen anscheinend völlig erschöpften Mann. Die anderen beiden schienen aber das Mißverhältnis zwischen Haltung und Reaktionsvermögen ihres Gefangenen nicht bemerkt zu haben.

Counce trocknete sich langsam ab, bis es den anderen zuviel wurde, und der Mann mit der Waffe ihn ins Innere des Schiffes schob. Seine Füße waren noch immer naß und hinterließen deutliche Spuren.

Er mußte an dem Mann vorbei, der die Detektoren bediente und bemerkte dessen erstaunten Blick. Ein enger Gang führte in einen großen Raum in der Mitte des Schiffes. Anscheinend waren zwei Kabinen zu einer vereinigt worden, um diesen großen Raum zu schaffen.

Weiß die Besatzung denn nicht, was das für die Stabilität der Gesamtkonstruktion bedeutet? fragte sich Counce. Er erkannte aber gleich, daß die Mannschaft sogar sehr gut vorgesorgt hatte, denn die fehlende Wand war durch angeschweißte Träger ersetzt worden.

Er setzte sich in einen weichen Sessel und betrachtete interessiert den durchscheinenden Tisch, in dessen Platte ein dreidimensionales Schachspiel eingelassen war. Trotz der spannungsgeladenen Situation registrierte er sogar die Stellungen der einzelnen Figuren.

Dann blickte er Bassett direkt in die Augen. Der blonde, hagere Mann hatte sich ihm gegenüber in einen anderen Sessel sinken lassen. Seine tiefliegenden grauen Augen und die kräftigen Hände verrieten unbändige Energie und einen starken Willen. Das Alter Bassetts war schlecht zu schätzen. Bassett konnte sich den Luxus einer geriatrischen Behandlung leisten. Er konnte zwischen vierzig und hundert Jahre alt sein. Genau ließ sich das an seinem Aussehen nicht abschätzen.

Counce lehnte sich abwartend zurück. Die Minuten verstrichen. Bassett sah den sonderbaren Eindringling von oben bis unten an und verlor schließlich die Geduld.

„Was wollen Sie?“ fragte er kurz.

Counce fand diese Frage recht aufschlußreich. Jeder andere hätte wahrscheinlich nach seinem Namen gefragt, aber Bassett liebte keine unnötigen Umwege und ging gleich auf den Kern der Dinge los.

Counce verriet nicht einen Augenblick, was er dachte und antwortete mit ausdruckslosem Gesicht: „Das wissen Sie bereits.“

Bassett starrte ihn verblüfft an. Dann schüttelte er den Kopf. „Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen?“

Counce nickte. „Ich will Ihnen sagen, was Sie wollen.“

„So?“ Bassett lächelte amüsiert. „Was will ich denn?“

„Sie wollen das Universum beherrschen!“

2.

Das Universum! Ein Begriff, der von den meisten Menschen kaum erfaßt werden konnte. Das eigene Haus und der Garten, das waren Realitäten, die jeder einschätzen konnte. Selbst, daß die Erde nur ein Planet des irdischen Sonnensystems ist, ging den meisten ein. Vielleicht sogar die Tatsache, daß selbst dieses Sonnensystem nur ein winziges Teilchen der Milchstraße ist. Daß aber diese ungeheure Ansammlung von Sonnen, Planeten und Gaswolken wieder nur ein Teil des gesamten Universums sein sollte – das war zu hoch. Die Sprache hatte Worte geprägt, aber die wirkliche Bedeutung dieser Worte wurde nur von sehr wenigen voll erfaßt.

Counce hatte bewußt übertrieben, denn Bassett streckte seine Finger nur nach den einunddreißig bewohnbaren Planeten aus, die bereits von Menschen besiedelt waren. Millionen waren der Enge der Erde entflohen und hatten sich eine neue Heimat gesucht.

Durch die Entwicklung neuartiger Triebwerke waren die neuen Planeten zu einer Art Sicherheitsventil geworden, denn all die Unruhigen, die Idealisten und die Hungrigen konnten dem Druckkessel Erde entfliehen.

Nun war der Druck aber wieder angestiegen, die erweiterte Welt begann zu klein zu werden.

Das war die Situation im sechsundzwanzigsten Jahrhundert. Auf der Erde tauchte die bange Frage auf, wie lange es so weitergehen würde.

Die Kolonien hatten sich mehr oder weniger von der Er-

de abgesondert, hatten sich in technischer und politischer Hinsicht verschiedenartig entwickelt. Die Bewohner der besiedelten Planeten fühlten sich nicht mehr mit den Bewohnern der Erde verbunden.

Das war einer der Gründe für Bassetts geheimnisvolle Landung und das unverhoffte Zusammentreffen mit Counce.

Bassett war verblüfft. Er suchte Zeit zu gewinnen, denn er mußte sich erst eine Antwort auf diese inhaltsschwere Bemerkung zurechtlegen. Er beugte sich über den Tisch und zog ein kleines Kästchen über die Platte, eine Erinnerung an die Reise, von der er gerade zurückgekommen war.

Selbst wenn Counce nicht gewußt hätte, wo Bassett gewesen war, hätte er es an dem kleinen Kästchen erkennen können. Der Zigarettenbehälter war unzweifelhaft auf Boreas hergestellt worden, denn kein höher entwickelter Planet konnte es sich leisten, so leitfähige Metalle wie Silber für derartige Spielereien zu verschwenden.

Das Kästchen war mit kleinen dunklen Zigarillos gefüllt, von denen Bassett ihm eine anbot. Counce bediente sich und sagte gelassen: „Danke, Mr. Bassett. Meine Zigaretten sind leider mit dem Boot untergegangen, das Sie so fachmännisch versenkten.“

Bassett übergang diese Bemerkung. Er nahm sich selbst einen Zigarillo und klappte das Kästchen wieder zu. Erst dann sagte er mit betonter Überlegenheit: „Sie verfügen über ungewöhnliche körperliche Fähigkeiten, junger Mann. Wenn Sie nicht eine derart unpassende Bemerkung gemacht hätten, würde ich Ihnen sogar besondere geistige Qualitäten zubilligen. Wollen Sie mir jetzt bitte erklären, was Sie damit gemeint haben?“

„Erst werde ich Ihnen sagen, daß Sie gerade von Boreas kommen“, antwortete Counce und beobachtete amüsiert Bassetts Stirnrunzeln.

„Und? Meine Geschäfte zwingen mich zu weiten Reisen. Ich kann es mir leisten, ein solches Schiff hier zu halten. Ich war auf vielen Planeten, nicht nur auf Boreas.“

„Das weiß ich, Mr. Bassett. Es ist immerhin ungewöhnlich, daß Sie den Handelsvertrag mit Boreas erneuert haben, obwohl Sie schon seit über einem Jahr Geld zusetzen müssen. Sie machen doch sonst keine Minusgeschäfte.“

Da Bassett nicht gleich antwortete, fuhr Counce ruhig fort: „Lassen wir die Ausflüchte beiseite. Mr. Bassett. Sie sind ein sehr fähiger und geschickter Mann und können nach Lage der Dinge weiterhin an der Spitze stehen und alle Fäden in der Hand halten. Hier auf der Erde meine ich. Sie sind noch nicht alt und können diese Macht noch einige Jahrzehnte genießen. Aber Sie sind ungeduldig und außerdem nie zufrieden. Sie sind aber auch ein vorausschauender Mann. Sie wissen, wie rapide sich die Lage der Erde verschlechtert. Der Bevölkerungszuwachs wird in spätestens vierzig Jahren ungeheure Krisen auslösen. Der Lebensstandard wird sinken, und die Menschen werden neuen Siedlungsraum suchen. Den gibt es aber nicht –, es sei denn, jemand sorgt rechtzeitig vor.“

Wir kennen aber einunddreißig bewohnbare Planeten, die nur knapp bevölkert sind. Platz ist also genug vorhanden. Allerdings sind die Bewohner dieser Planeten nicht gut auf uns zu sprechen, ja sie hassen uns. Die Vorfahren der heute auf den anderen Planeten lebenden Menschen haben die Erde nicht nur aus Lust an Abenteuern verlassen.

Dazu kommt noch der Neid. Die Kolonien hofften zu Wohlstand zu kommen und sagten der Erde einen schnellen Niedergang voraus. Ganz so ist es nicht gekommen, denn wir erfreuen uns heute eines recht hohen Lebensstandards. Die Auswanderer sind damals auf dem ersten besten Planeten gelandet, ohne lange zu überlegen. Der Planet Ymir ist ein gutes Beispiel für die allgemeine Entwicklung. Die Siedler bemerkten nicht, daß der Planet am Beginn einer Eiszeit stand. Sie waren froh, endlich von der Erde loszukommen und machten sich keine großen Sorgen. Die Nachkommen müssen diesen Leichtsinn ausbaden. Dabei kommen merkwürdige Emotionen ins Spiel. Sie beneiden und hassen uns.“

Counce machte eine kurze Pause und klopfte gelassen die Asche seines Zigarillos ab. „Das ist also die heutige Situation“, fuhr er dann fort. „Die Erde nähert sich einer neuen Krise. Es wird bald zu einer Explosion kommen. Die Unzufriedenen werden sich eine neue Heimat suchen wollen. Heutzutage ist die Raumfahrt nicht besonders schwierig, denn der Metchnikov-Antrieb macht es möglich, die Bevölkerung von Tokio oder Rio in einem einzigen Schiff zu den Sternen zu befördern. Die Frage ist, zu welchen Sternen. Innerhalb des erforschten Weltraums gibt es keine bewohnbaren Planeten mehr. Es kommen also nur die uns bekannten einunddreißig schon besiedelten Planeten in Frage.

Dieses Problem läßt sich also nur auf eine ganz bestimmte Art und Weise lösen: die schon bekannten Planeten müssen für eine neue Welle von Auswanderern geöffnet werden. Genau das versuchen Sie, Mr. Bassett. Sie bie-

ten den rückständigen Planeten technische und wirtschaftliche Hilfe, um so zu Ihrem Ziel zu kommen.

Das hört sich alles sehr einfach und vernünftig an. aber Sie wissen genau, daß es Schwierigkeiten geben wird. Ihre Elektronenrechner haben die möglichen Verwicklungen längst vorausgesehen, nicht wahr? Es wird zwangsläufig zu Kämpfen zwischen den alten Kolonisten und den Einwanderern kommen, denn die Neulinge werden noch Pioniergeist und Tatkraft besitzen und sich durch ihre Aktivität bald in den Vordergrund drängen. Sie werden wahrscheinlich auch siegen und ...“

„Und was?“

„Sie werden Ihnen zu Dank und Treue verpflichtet sein, Mr. Bassett!“

Counce streckte seine langen Beine aus und beobachtete Bassetts Gesicht. Wie würde Bassett reagieren? Bassett überlegte nicht lange und gab seine Pläne unumwunden zu. Wahrscheinlich war das eins der Geheimnisse seiner ungewöhnlichen Erfolge. Er verschwendete keine Zeit und machte gar nicht erst den Versuch, seine Absichten zu leugnen.

„In großen Zügen haben Sie recht“, sagte er. „Mir ist allerdings rätselhaft, woher Sie das wissen. Sie irren allerdings, wenn Sie behaupten, daß ich das Universum beherrschen will. So etwas ist unmöglich.“

„Darüber ließe sich diskutieren“, antwortete Counce. „Es gibt verschiedene Arten des Herrschens.“

Bassett nickte nur und blickte seinem merkwürdigen Gast mit wachsendem Interesse in die Augen. „Ich weiß noch immer nicht, warum Sie zu mir gekommen sind.“

„Um Ihnen zu sagen, daß Ihre Mission auf Boreas ein glatter Mißerfolg und nichts als Zeitverschwendung war. Sie haben diesen Planeten gewählt, weil seine Bewohner uns gegenüber nicht allzu feindlich eingestellt sind. Übrigens wird Ihr Elektronengehirn zu dem gleichen Ergebnis kommen. Wenn ich nicht hier wäre, würden Sie allerdings vermuten, daß falsche Daten einprogrammiert wurden und das Ergebnis immer wieder überprüfen lassen. Was immer Sie auch anstellen, Mr. Bassett, die kommende Krise läßt sich nicht verhindern.“

Bassett schüttelte ungläubig den Kopf. „Hören Sie, junger Mann! Wir haben die Ergebnisse unserer Untersuchungen noch nicht ausgewertet. Sie können mich nicht bluffen. Weder Sie noch Ihre Hintermänner können einen Bericht haben. Ich will Ihnen beweisen, warum das nicht sein kann. Ich besitze das schnellste zivile Raumschiff. Kein anderer kann an einen Metchnikov-Antrieb herankommen.“

„Das stimmt“, gab Counce zu, ohne allerdings zu erwähnen, daß er bessere und schnellere Methoden kannte und deshalb auf ein schnelles Raumschiff verzichten konnte.

Bassett war ein wacher Geist, aber nicht ganz frei von Eitelkeit. Sein Gast hatte eben zugeben müssen, wie bestechend seine Kombinationsgabe war. Trotzdem hatte er ein unruhiges Gefühl. Die Worte seines Gastes erinnerten ihn an bestimmte, unverständliche Dinge. „Ich habe in letzter Zeit merkwürdige Dinge gehört und die Augen offengehalten. Vielleicht habe ich sogar mit Ihrem Erscheinen gerechnet.“

„Und ich habe auf Sie gewartet, obwohl kaum ein

Mensch den Landeplatz kennen konnte!“ Counce sagte diesen Satz langsam und mit besonderer Betonung, um Bassetts Selbstbewußtsein einen Stoß zu geben. „Sie geben sich Mühe, Mr. Bassett. aber Sie wissen nicht einmal, was eigentlich los ist.“

„So? Wissen Sie es vielleicht besser?“ fragte Bassett bis-sig.

„Nehmen wir an, meine Freunde und ich haben das Problem länger und gründlicher untersucht“, entgegnete Counce. „Ich kann Ihnen jedenfalls sagen, daß die Lösung nicht auf Boreas, sondern auf Ymir zu suchen ist. Wenn Sie wollen, daß ich das Problem löse, können Sie mir auf sehr einfache Weise Bescheid geben. Kaufen Sie eine Reklamesendung des Falconetta-Programms von Video India. Da Sie diesen Sender nie für Ihre Reklamesendungen benutzen, wird mir das sofort auffallen. Ich weiß, Sie lieben den Sender nicht, weil Ram Singh keine Reklamesendungen mit hypnotischer Wirkung zuläßt. Wenn Sie mit diesem Vorschlag nicht einverstanden sind, können Sie mich vergessen. Es gibt nur diese zwei Möglichkeiten.“

Er stand auf und hob die Hand, um Bassett das Wort abzuschneiden. „Es hat keinen Zweck, Mr. Bassett. Es gibt keine dritte Möglichkeit. Von selbst werden Sie das Problem nie lösen können. Selbst mir wird es Schwierigkeiten bereiten, obwohl ich ein Spezialist für derartige Dinge bin.“

„Sie können auf jeden Fall Probleme in die Welt setzen“, brummte Bassett unwillig. „Ich bin aber auch nicht ganz ohne Erfahrungen, junger Freund. Ich nehme an, Sie haben sich gut vorbereitet, sonst hätten Sie sich nicht allein her-gewagt. Das bedeutet, daß ich das, was Sie wissen, nicht

sogleich erfahren kann. Ich bin aber geduldig und kann warten. Es gibt Mittel, Sie zum Sprechen zu bringen, das wissen Sie doch!“

Diese unverhüllte Drohung ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Counce beugte sich über den Tisch und sagte hart: „Es gibt keinen dritten Weg, Bassett! Ich glaube, ich habe mich deutlich genug ausgedrückt. Übrigens sollte Ihr Mann an den Detektoren besser aufpassen. Ein kleines U-Boot von der Dateline-Fischfarm kreist jetzt um den Sichtschutzgürtel Ihres Schiffes. Ein gewöhnlicher Fischwächter kann aber nichts von der Existenz Ihres Schiffes ahnen, das ist Ihnen doch klar! Ich kann Ihnen nur den guten Rat geben, mich sofort zu dem Boot schwimmen zu lassen!“

„Ist das wahr?“ rief Bassett aus. Offensichtlich hatte er die Besatzungsmitglieder mithören lassen.

„Ja, es stimmt“, drang eine Stimme aus dem Deckenlautsprecher. „Das U-Boot kann uns nichts anhaben, solange wir abgeschirmt sind.“

Bassett war durch das Auftauchen seines seltsamen Gastes so verwirrt, daß er sich selbst hinter der Abschirmung nicht mehr sicher fühlte. „Ja. Lecoq“, rief er aus. „Wir steigen sofort auf und suchen uns einen anderen Platz.“

Dann blickte er spöttisch zu Counce auf. „Sie waren leichtsinnig.“

Counce seufzte und drückte seinen Zigarillo aus.

„Schick’ sofort ein paar Männer rein!“ befahl Bassett. Kaum eine Sekunde später traten zwei große, muskelbepackte Männer in den Raum und warteten auf weitere Befehle.

Bassett wies wortlos auf Counce, und die beiden Männer traten drohend an ihn heran. Den ersten traf Counce genau am Kinn. Der Mann kippte nach hinten über und ging bewußtlos zu Boden. Den anderen machte Counce nach wenigen Sekunden auf die gleiche Weise kampfunfähig.

Bassett sprang auf und drückte sich ängstlich in eine Ecke. „Lecoq!“ brüllte er laut.

„Ich bringe das Schiff gerade in eine Kreisbahn“, klang Lecoqs Stimme aus dem Lautsprecher. „Wir können nicht schießen, ohne Sie zu gefährden.“

Bassett starrte verwirrt auf die beiden niedergestreckten Muskelmänner und dann auf Counce, der den Blick lächelnd erwiderte.

„Ich sagte Ihnen doch, daß es keinen dritten Weg gibt, Bassett!“

Einen Augenblick später war er nicht mehr da.

Bassett starrte mit aufgerissenen Augen auf die Stelle, die sein merkwürdiger Gast eben noch eingenommen hatte ...

3.

Mehr als fünfzig Menschen befanden sich in der langgestreckten Grube, und doch hatte Anty Dreean das Gefühl grenzenloser Einsamkeit. Durch das grelle Licht der Bogenlampen glühten hart und kalt die fremden Sterne eines fremden Himmels. Vor den Gesichtern der grabenden Menschen standen die weißen Wolken ihres Atems und verdeutlichten die Kälte der Atmosphäre.

Die Grube war etwa dreißig Meter lang und acht Meter breit. Zehn oder zwölf Männer und Frauen krochen mit

empfindlichen Meßinstrumenten auf dem Boden der Grube herum, brachen hier und da ein hart aussehendes Stück aus dem Boden und zerkrümelten es vorsichtig zwischen den Fingern. Andere standen frierend herum und warteten auf das Ergebnis dieser Untersuchungen. Anty stand an einer Schalttafel und bediente das Beleuchtungssystem.

Ein unvoreingenommener Betrachter hätte die Männer und Frauen für eine archäologische Expedition halten können, denn die Suchmannschaft ging sehr sorgfältig vor und kratzte Schicht um Schicht des Bodens ab. Diese Annahme war auch gar nicht so falsch. Was sollten diese Menschen auch sonst auf Regis, dem einsamsten und am weitesten von der Erde entfernten Außenposten, suchen?

Die Vorsicht und die Gründlichkeit hatten die Sucher mit echten Archäologen gemeinsam, aber sie suchten nicht des reinen Wissens wegen, sondern aus ganz anderen, für sie weitaus wichtigeren Gründen. Sie suchten nach bestimmten Anzeichen einer Gefahr, einer Gefahr, die alles übertraf, was die Menschheit bis zu diesem Zeitpunkt je beunruhigt und bedroht hatte.

Noch war nichts gefunden worden. Anty wünschte es beinahe, daß sie schon etwas entdeckt hätten. Wenigstens würde dann die Ungewißheit ein Ende haben.

Unter sich sah er Wu, den Leiter der Expedition und dessen rechte Hand Katja Ivanovna wie groteske Puppen vor der Wand der Grube stehen. Wu hielt einen Sonar-Detektor in der Hand und tastete damit das Erdreich ab. Das flackernde Licht am Ende des Stabes verriet das Vorhandensein fester Materie. Katja nahm einen Spaten und begann zu graben.

Anty beugte sich noch weiter vor, denn er fragte sich, was da wohl zum Vorschein kommen würde. Ein Befehl erinnerte ihn jedoch wieder an seine Aufgabe. Er erkannte Lotus' Stimme und trat schnell an seine Schalttafel, um das andere Ende der Grube besser auszuleuchten. Alle in der Grube arbeitenden Menschen blickten neugierig auf Lotus.

Lotus hielt einen glänzenden Gegenstand in den Händen und winkte Wu heran, der sofort zu ihr eilte. Sie steckten die Köpfe zusammen, so daß Anty nur die Kapuzen sehen konnte.

Einer der in der Grube stehenden Männer sprach endlich die Frage aus, die wohl allen auf der Zunge lag. Anty lauschte angestrengt, denn er wollte sich nichts entgehen lassen.

Wu hob langsam den Kopf. Er zögerte noch eine Weile, ehe er endlich zu sprechen begann. „Es ist eine leere Büchse“, sagte er. „Aber sie stammt nicht von uns!“

Anty schrak zusammen. Die anderen waren also auf Regis gewesen. Das bedeutete, daß sie jederzeit zurückkommen konnten.

Alle anderen setzten sich in Bewegung. Einer startete den Transfax. Ein enormes Kraftfeld gab sofort soviel Licht ab, daß die Landschaft taghell erleuchtet wurde. Wu reichte seinen Detektor aus der Grube und kam herausgeklettert. Die anderen zögerten nicht lange und folgten ihm. Nur Anty stand starr und still, fast wie versteinert.

Während die anderen aus der Grube kletterten, zogen die Ereignisse noch einmal an ihm vorüber. Hier, in der frostigen Polzone von Regis, war endlich die Antwort auf viele Fragen gefunden worden.

Die ganze Geschichte hatte vor längerer Zeit in Wus Heimat K'ung-fu-tse begonnen. Ein mit Messungen bestimmter Resonanzfrequenzen der Atome beschäftigter Wissenschaftler hatte die Feststellung gemacht, daß die Ergebnisse seiner Untersuchungen durch aus dem All kommende Störungen verändert wurden.

Tausende von Störquellen jagten durch den Weltraum. Tausende von Schiffen, die mit Überlichtgeschwindigkeit durch das All rasten und dabei bestimmte Vibrationen hervorriefen.

Die Störungen kamen aus Richtung Regis. Weil nun dieser Wissenschaftler zufällig Wus Freund war und dadurch viele Geheimnisse kannte, die der Allgemeinheit nicht zugänglich waren, standen ihm sogleich die Haare zu Berge, denn er erkannte die Bedeutung seiner Entdeckung sofort.

Von Regis konnten gar keine Vibrationen kommen, denn die irdischen Raumschiffe steuerten diesen Planeten schon seit langem nicht mehr an.

Der Wissenschaftler hatte sofort die Bedeutung seiner zufälligen Entdeckung erkannt und Wu davon in Kenntnis gesetzt.

Seit langem waren sich die Menschen darüber im klaren, daß es wahrscheinlich noch andere intelligente Lebewesen gab, die vielleicht sogar die Fähigkeit besaßen, in den Weltraum vorzustoßen. Seit kurzer Zeit wußten sie sogar von weniger fortschrittlichen Lebensformen und hielten die eventuellen Konkurrenten unter ständiger Beobachtung.

Die Entdeckung der fremden Raumschiffe warf aber alle Spekulationen über den Haufen. Regis war also schon von

ihnen entdeckt worden. Würden die Fremden zurückkommen?

Anty zitterte, aber nicht nur wegen der Kälte, sondern mehr wegen der unangenehmen Gedanken, die die Existenz der unbekannten Raumfahrer verursachte.

Erst allmählich fand er in die Wirklichkeit zurück. Er hörte seinen Namen und blickte zum Transfax hinüber. Katja stand auf der Plattform und winkte ihm zu.

Anty ging langsam zu ihr hinüber. Die normale Beleuchtung war abgeschaltet worden, und die schwankende Intensität des leuchtenden Kraftfeldes tauchte die Umgebung in ein geisterhaftes Licht.

„Es tut mir leid. Anty“, rief Katja ihm zu, als er nahe genug gekommen war. „Es gibt leider keine andere Möglichkeit. Du mußt noch hierbleiben und weitergraben. Vielleicht findest du noch etwas. Wir müssen inzwischen neue Pläne machen.“

„Und das könnt ihr ohne mich natürlich viel besser“, sagte Anty bitter. „Wozu braucht ihr noch mehr von dem Abfall? Den Beweis haben wir doch gefunden?“

Er war nun dicht bei ihr, so daß sie ihren kräftigen rechten Arm auf seine Schulter legen konnte. „Ich weiß, wie dir zumute ist, Anty“, sagte sie tröstend. „Wir müssen alle eine bestimmte Aufgabe erfüllen. Wir wollen dich absolut nicht aus dem Wege haben. Das bildest du dir nur ein. Wir brauchen jeden Hinweis, den wir hier ausgraben können. Daraus können wir vielleicht auf die Größe der Expedition und die Art der Ausrüstung schließen. Deine Aufgabe ist durchaus nicht unwichtig.“

„Natürlich, Katja. Ich bilde mir manchmal komische

Dinge ein. Wahrscheinlich liegt es daran, daß ich noch nicht lange bei euch bin. Außerdem bin ich der einzige, der nicht von der Erde stammt.“

Katja wollte etwas sagen, doch Anty schnitt ihr rasch das Wort ab. „Ich weiß, was du sagen willst, Katja. Ich habe eben noch zu wenig Erfahrungen und kann euch deshalb nicht beraten. Für die Dreckarbeit bin ich gerade gut genug. Ich sehe das vollkommen ein. aber manchmal fällt es mir doch verdammt schwer, mich damit abzufinden.“

Katjas breites Gesicht verzog sich zu einem freundlichen Lächeln. „Du machst Fortschritte, Anty. Die meisten brauchen eine sehr lange Zeit, ehe sie so offen reden können. Wenn du diese Bewährungsprobe bestehst, werden wir dich als gleichberechtigten Partner anerkennen. Dafür lohnt es sich doch.“

Anty nickte wortlos.

„So geht das aber nicht, Anty!“ sagte Katja vorwurfsvoll. „Kein Mensch kann unter dem Druck einer ständigen Bedrohung leben. Du darfst nicht daran denken. Du mußt dich irgendwie ablenken. Du mußt lachen oder singen. Laß dich doch mal gehen!“

„Lachen?“ fragte Anty säuerlich. „Worüber denn?“

„Das bleibt dir überlassen. Du mußt dir irgend etwas Komisches vorstellen. Denk an Counces Gesicht, wenn er erfährt, daß seine schönen Pläne nicht mehr stimmen.“

„Das nennst du komisch? Ich würde es als das Gegenteil bezeichnen.“

„Das hängt wohl vom Standpunkt ab, Anty. Vor einer Stunde haben wir noch nicht genau gewußt, ob die anderen wirklich hier waren. Jetzt wissen wir es, und du betrachtest

es als eine Katastrophe. Das ist es aber nicht. Wäre es nicht viel schlimmer, wenn wir es nicht wüßten? Daß wir es endlich wissen, bedeutet doch eine Erleichterung.“

Anty dachte darüber nach und nickte schließlich. Katja gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter.

„Na also! Lotus bleibt auch hier. Mehr Leute können wir im Augenblick leider nicht entbehren, obwohl wir unter allen Umständen erfahren müssen, was hier sonst noch vergraben ist. Ihr habt also eine sehr wichtige und verantwortungsvolle Aufgabe.“

Anty nickte noch einmal und lächelte sogar. Während er mit Katja sprach, waren die anderen bereits verschwunden und hatten die Werkzeuge mitgenommen. Nur ein paar Schaufeln, ein großes Flutlicht und Lotus waren zurückgelassen worden. Sie reichte ihm eine der Schaufeln.

„Wollen wir gleich anfangen? Je schneller wir es hinter uns bringen, desto schneller können wir uns davonmachen“, sagte sie sachlich.

Anty nahm ihr die Schaufel ab, ging zur Grube und sprang hinein. Er machte sich sofort an die Arbeit und schaufelte die harte, kalte Erde beiseite. Er hätte auf Boreas bleiben können, ohne jemals etwas von den anderen und den vielen Geheimnissen zu erfahren. Er kannte nun einige Geheimnisse, aber glücklicher war er deshalb nicht.

Wenig später war er mit Lotus allein. Die öde und fremdartige Umgebung wirkte äußerst beunruhigend und deprimierend auf ihn. Vielleicht machte die Landschaft auf die Fremden einen günstigeren Eindruck? Vielleicht fanden sie das rauhe Klima und den glatten mit Schnee und Eis bedeckten Boden schön und einladend? dachte Anty.

Er versuchte die Umgebung mit anderen Augen zu sehen. Er hatte Phantasie und konnte sich die Geschehnisse recht gut vorstellen. Die unbekannten Raumfahrer hatten den Planeten umkreist und sich erst einmal ein Bild von den Verhältnissen gemacht. Dann, als sie keine Gefahr erkannten, waren sie gelandet und hatten sich den Planeten an der für sie bequemsten Stelle aus der Nähe angesehen.

Später hatten sie ihre Abfälle vergraben und das ganze Gebiet sterilisiert, um eine Verseuchung durch mitgeschleppte Mikroorganismen zu verhindern. Dann waren sie wieder aufgestiegen, um vielleicht nie wieder zurückzukehren. Es gab viele Planeten zu besichtigen. Vielleicht hatten sie längst einen für sie günstigeren Planeten gefunden.

Antys Schaufel schlug an einen harten Gegenstand. Er scharrte ihn ganz frei und hielt zum erstenmal etwas in den Händen, das von fremden Wesen hergestellt worden war.

Es war eine zerbrochene Kathodenstrahl-Röhre, etwas fremdartig in der Konstruktion, aber ohne weiteres erkennbar. Antys schlechte Laune verflog augenblicklich. Was würde er noch alles finden? Der Fund stachelte seinen Arbeitseifer an. Er war nun selbst davon überzeugt, daß die Funde Rückschlüsse auf die Technik der Unbekannten gestatteten ...

4.

Das bis in den letzten Winkel mit allen möglichen Apparaten vollgestopfte Unterseeboot gehörte tatsächlich zur Dateline-Fischfarm, war aber ohne Erlaubnis ausgeliehen

worden. Die Transfax-Plattform beanspruchte mehr als die Hälfte des vorhandenen Raumes, so daß der weißbärtige Ram Singh und die berauschend schöne Falconetta nicht mehr viel Platz zur Verfügung hatten.

Counce mußte deshalb auf der Transfax-Plattform bleiben. Er war ganz plötzlich da und blickte in den engen Raum. Nur das sonore Brummen des Propulsors und das Rauschen der Ventilatoren waren zu hören. Die Ventilatoren waren notwendig, denn der Generator des Transfax-Feldes erzeugte eine enorme Hitze.

Während der spannungsgeladenen Stille schnallte Counce sich den schmalen Gürtel mit dem winzigen Video-Audio-Gerät ab, das seine Gefährten über seine letzten Abenteuer informiert hatte. Die Schaltung war auf den elastischen Gürtel aufgedruckt und wirkte wie eine lustige Dekoration, während die Batterie sowie alle anderen größeren Einzelteile in der kleinen Schnalle untergebracht waren. Bassett hatte den Gürtel der Badehose natürlich gesehen, ohne allerdings seinen wahren Zweck zu erkennen.

Counce hielt den Gürtel nachdenklich in den Händen und hockte sich nieder. Er blickte Ram ernst an und sagte: „Wir müssen herausfinden, was uns am Psycho-Profil noch fehlt. Es hat überhaupt nicht geklappt. Du hast mir gesagt, daß mein Erscheinen Bassett so verwirren würde, daß ihm keine Fragen einfallen würden.“

Ram beugte seinen würdevollen Kopf etwas nach vorn und sagte mit klangvoller Stimme: „Es gibt immer unvorhergesehene Faktoren. Jeder reagiert eben verschieden. Hoffentlich gibst du mir keine Schuld am Mißlingen des Planes, Said. Wir sollten uns davonmachen, ehe Bassett

zurückkommt. Sein Schiff wird gleich die Erde umkreist haben und wieder landen.“

Ohne die Antwort abzuwarten, steuerte der alte Mann das U-Boot aus dem gefährlichen Gebiet. Counce hing den Gürtel an einen Haken und lehnte sich abwartend an die Wand.

„Das war nicht sehr nett von dir, Counce“, sagte Falconetta und fuhr sich mit einer Hand durch das lange, schwarze Haar. Die Gold- und Silberstickerei ihres Saris raschelte bei jeder Bewegung.

Counce sah sie an und zuckte mit den Schultern. „Du hast natürlich recht, Falconetta. Es tut mir auch leid, aber ich bin einfach nicht in der Stimmung, mich zu entschuldigen. Wir haben uns immerhin auf Ram verlassen.“

„Ja, das haben wir“, bestätigte Falconetta. „Nicht zu unrecht übrigens. Wenn überhaupt jemand einen brauchbaren Plan entwerfen konnte, dann war es Ram. Daß der Plan nicht richtig war, beweist, daß wir Bassett unterschätzt haben. Ram ist jedenfalls nicht dafür verantwortlich.“ Sie blickte nachdenklich auf den alten Mann. „Er versteht soviel von angewandter Psychologie, daß ich mich manchmal frage, warum er sich nicht zum absoluten Diktator macht.“

„Das weißt du doch ganz genau“, antwortete Counce lächelnd. „Er ist hoffnungslos in dich verliebt. Er wäre auch als Erddiktator nicht zufrieden, wenn du ihm nicht gehorchen würdest. Übrigens ist er nicht der einzige. Ich glaube, neunzig Prozent aller heiratsfähigen Männer sind in dich verliebt.“

„Kann schon sein“, entgegnete Falconetta seufzend. „Ich hatte mich so daran gewöhnt, daß ich annahm, du würdest

dich auch in mich verlieben. Jetzt habe ich aber den Eindruck, daß ich dir ziemlich gleichgültig bin.“

„Menschliche Schwächen?“ fragte Counce lächelnd.

„Vielleicht hast du recht. Möglicherweise werde ich im nächsten Leben ein häßliches Ding sein. Es würde mir leid tun. Ich habe mich nämlich sehr an die körperliche Vollkommenheit gewöhnt. Das hat allerdings einen großen Nachteil. Ich verlasse mich jetzt schon auf mein Aussehen und nicht auf meine Fähigkeiten.“

„Warst du vorher auch so schön?“

„Nicht so wie jetzt. Natürlich haben sich auch einige Männer nach mir umgedreht, aber das läßt sich kaum mit meinem jetzigen Leben vergleichen. Es war ein ziemlicher Schock für mich, wenn auch ein angenehmer.“

Counce nickte wissend. „Es ist immer ein Schock, Falconetta. Es ist jedesmal anders. Man gewöhnt sich aber sehr schnell an den Unterschied. Es ist wie mit dem Schwimmen oder dem Radfahren. Wenn man es einmal gelernt hat, vergißt man es nicht mehr.“

Falconetta nickte. „Wie oft bist du schon gestorben, Said? Ich habe dich noch nie danach gefragt.“

„Fünfmal.“ Counce sagte es leise, während sein Blick sich nach innen kehrte. Er schien über vergangene Zeiten nachzudenken. „Beim erstenmal ist es immer am schlimmsten.“

Falconetta schüttelte sich vor Unbehagen. „Bist du jemals an die Stätte deines früheren Lebens zurückgekehrt?“

„Nein. Ich hatte kein Verlangen danach. Hast du es getan?“

Falconetta nickte. „Ich war auf Shiva und habe mir mein

eigenes Grab angesehen. Es war nicht besonders angenehm. Da lag mein Körper begraben, und auf dem Grabstein stand mein früherer Name. Noch einmal werde ich das bestimmt nicht tun.“

Ram hatte den Kurs eingestellt und auf automatische Steuerung umgeschaltet. Er drehte sich zu den anderen beiden um.

Counce kam sofort wieder auf das brennende Problem zu sprechen, und Ram fühlte sich genötigt, sich zu verteidigen.

„Was haben wir eigentlich falsch gemacht?“ fragte er. „Wir haben alles auf dem Bildschirm verfolgt und auch mitgehört, aber die persönliche Atmosphäre kann auf diese Weise nicht übertragen werden.“ Counce hob hilflos die Hände. „Wir haben Bassett unterschätzt. Der Mann ist intelligent. Ich will damit sagen, daß er sich blitzschnell einer neuen Situation anpassen kann. Er läßt sich durch nichts ablenken.“

„Ich wünschte, wir könnten ihn aufklären“, sagte Falconetta seufzend. „Er ist genau der Typ, den wir brauchen.“

„Nicht ganz. Wenn Intelligenz ausreichte, könnten wir an seine Vernunft appellieren. Er ist aber sehr stolz und selbstgefällig, und das macht die Sache besonders schwierig. Wir brauchen ihn, weil er viel für uns tun kann. Er braucht uns natürlich auch, aber er weiß es nicht. Wenn wir es ihm sagten, würde er die Gründe wahrscheinlich nicht anerkennen. Außerdem können wir es ihm auch nicht sagen. Die Situation ist ziemlich verfahren.“

„Das kann man wohl sagen“, meinte Ram zustimmend. „Wie viele intelligente Menschen, nutzt er seine Intelligenz

nur für sich aus. Er denkt nur an sich selbst und selten an andere. Wenn das ein Standard für praktische Intelligenz wäre, dann würden wir drei nicht besonders gut abschneiden.“

„Weil wir ständig damit beschäftigt sind, uns Sorgen über andere Leute zu machen“, fügte Falconetta hinzu.

„Es muß wohl so sein“, sagte Ram seufzend. „Man braucht sich nur die Statistik anzusehen. Kinder, die schon in jungen Jahren als besonders intelligent gelten, werden in den meisten Fällen machtvollte Geschäftsleute oder Politiker, aber nur selten Sozialreformer oder Künstler. Intelligenz ist eben nichts anderes als gesunder Menschenverstand.“

„Da bin ich anderer Meinung“, protestierte Counce. „Der gesunde Menschenverstand sollte Bassett von seinen Plänen abhalten. Er ist eitel und wird seinen größten Erfolg darin sehen, die anderen Planeten zu Duplikaten der Erde zu machen. Das ist eine gefährliche Illusion, weil die anderen Planeten sich nie dazu machen lassen werden. Die Menschen, die dort leben, sind zwar Menschen wie alle anderen auch, aber sie sind eben keine Erdbewohner. Bassett will sie aber als solche behandeln. Es ist eben unmöglich, alle Menschen in eine bestimmte Norm zu pressen. Die Bewohner müssen sich anderen Verhältnissen anpassen und reagieren deshalb sehr unterschiedlich. Es ist doch unvorstellbar, daß die Bewohner von Ymir, Boreas, Astrae und den anderen Planeten sich den Lebensgewohnheiten und der Denkart der Erdbewohner anpassen lassen. Bassett will aber gerade das erreichen. Das Resultat wird furchtbar sein.“

Ein Schauer lief über Falconettas Rücken. „Dabei ist er im Grunde kein böser Mensch.“

„Nein, das ist er nicht. Er hat einfach keine Erfahrungen. Ihm fehlen die tieferen Einsichten.“

Das automatisch arbeitende Transfax-Gerät gab eine kurze Warnung. Gleich darauf hellte sich das Kraftfeld zu einem brillanten Gleißern auf, und auf der Plattform materialisierte sich ein kleines Stück Papier. Counce hob es auf. Es war ein Zettel mit einer handgeschriebenen Nachricht. Er überflog die Zeilen, faltete das Papier langsam zusammen und blickte dann erst die Gefährten an.

„Was ist das Schlimmste, was uns im Augenblick passieren kann?“ fragte er.

„Daß Bassett unsere Einmischung in seine Angelegenheiten einfach ignoriert“, antwortete Falconetta impulsiv. „Er weiß jetzt, daß es einen Menschen gibt, der über ein Teletransportgerät verfügt. Das war der größte Fehler, den wir seit langer Zeit begangen haben.“

„Ja, das ist schlimm, aber es gibt Schlimmeres.“ Counce wandte sich an Ram. „Was glaubst du, was passiert ist?“

„Ymir ist von den Fremden entdeckt worden.“

Counce nickte. „Genau das ist geschehen. Wu war auf Regis und hat uns die Nachricht geschickt. Die Fremden sind vor ihm auf Regis gewesen. Er hat Beweise ausgegraben.“

„Das ist ja furchtbar!“ sagte Falconetta. „Erst der Fehlschlag mit Bassett, und nun ...“

„Du hast bereits eine bestimmte Idee. Said“, sagte Ram und blickte Counce aufmerksam in die Augen. „Sag uns, was du denkst.“

„Das ist schnell gesagt. Wir müssen die Sache beschleunigen. Bassett muß einsehen, daß er das Problem nicht allein lösen kann. Er muß ungeduldig werden. Er wird sich

die Gelegenheit nicht entgehen lassen, wenn er hier auf der Erde einen echten Ymiraner fangen kann.“

„Es gibt doch genug von der Sorte“, warf Falconetta ein. „Sie haben in Rio eine Gesandtschaft, nur ein paar Häuserblocks von Bassetts Büros entfernt.“

„Das stimmt, aber sie besetzen alle Posten mit absolut unbestechlichen und treuen Parteigängern. Seit Jaroslav hat es dort keinen selbständig denkenden Menschen mehr gegeben. Die auf der Erde lebenden Ymiraner sind doch nur fanatische Dummköpfe, aus denen nichts herauszubekommen ist. Da von hier aus keine genauen Informationen über die Verhältnisse auf Ymir zu bekommen sind, muß Bassett einen anderen Weg gehen. Wenn er einen wirklich unvoreingenommenen Bewohner von Ymir in die Hände bekommt und einer Gehirnwäsche unterziehen läßt, kann er alles erfahren, was er wissen will. Die Informationen werden aber nicht ausreichen. Bassett wird enttäuscht sein und sich dann vielleicht mit uns einigen wollen.“

„Gute Idee“, sagte Ram. „Aber woher willst du einen geeigneten Mann nehmen? Wie willst du ihn in Bassetts Fänge spielen?“

„Jaroslav muß dafür sorgen. Wenn es einer schaffen kann, dann ist er es. Er hat uns doch gesagt, daß die jüngeren Leute auf Ymir nicht so verbohrte sind und nach neuen Wegen suchen. Wir müssen einen intelligenten jungen Mann auf die Erde bringen. Natürlich muß das mit einem normalen Raumschiff geschehen, denn wenn wir ihn mit dem Transfax herholen, wird er sich in der Hypnose daran erinnern und alles ausplaudern. Bassett wird in diesem Falle sofort erkennen, daß wir die Hände im Spiel haben.“

„Für den jungen Mann vom Ymir wird das nicht gerade angenehm sein“, warf Falconetta ein.

„Es wird sogar ein ausgesprochen unangenehmes Erlebnis sein. Jaroslav wird sich aber größte Mühe geben. Er ist der erste und einzige Mann vom Ymir, den wir in Kürze in unsere Reihen aufnehmen werden. Wenn er versagt, werde ich ihm einiges zu sagen haben. Wenn er aber einen geeigneten Anwärter findet, werden wir den jungen Mann ebenfalls aufnehmen. Wir werden ihm die erlittenen Strapazen bei der Aufnahme anrechnen.“

Counce sah Ram an, der noch eine Weile überlegte und dann zustimmend nickte.

„Also gut!“ sagte Counce und stand auf. „Ich werde mit Jaroslav sprechen. Ist der Transfax stark genug, mich zum Ymir zu befördern?“

„Das ist eine Frage der Energie des Propulsors“, antwortete Rani zweifelnd. „Wir werden den Reaktor zuschanden machen. Ich glaube, die Eile rechtfertigt das. Alles fertig?“

Er stand auf und machte eine höfliche Verbeugung. Auch Falconetta hob ihre mit Ringen und Ketten geschmückten Arme zum Gruß.

Counce konnte den beiden kaum zuwinken, denn mitten in der Bewegung fand er sich schon unter einer anderen Sonne ...

5.

Bassett saß hinter seinem mächtigen Schreibtisch und betrachtete kritisch Lecoq, seinen engsten Mitarbeiter. Er war nicht immer mit Lecoq zufrieden. Der Mann besaß

eine beneidenswerte Improvisationsgabe, aber er war zu temperamentvoll und regte sich allzu leicht auf. Schon seit langem suchte Bassett nach einem Ersatz für Lecoq, konnte aber keinen besseren Mann finden. Außerdem hatte sich Lecoq mit großem Geschick unentbehrlich gemacht.

Bassett schnitt Lecoq mit einer Handbewegung das Wort ab und wies auf einen Sessel. „Halt endlich den Mund, nimm eine Zigarre und setz dich!“ befahl er. „Wir müssen die Sache mit etwas mehr Abstand betrachten.“

„Abstand!“ sagte Lecoq unwillig. „In dieser Situation können wir nicht einmal vorgeben, Abstand zu haben.“

„Ich habe gesagt, du sollst den Mund halten und erst einmal zuhören!“ sagte Bassett scharf, und Lecoq gehorchte unwillig.

Bassett schwieg noch einen Augenblick und dachte nach. Er drehte den Kopf nach links und blickte durch das riesige Fenster, das übrigens von der anderen Seite keinen Durchblick gestattete, über die Dächer von Rio. Von seinem Büro im elften Stockwerk konnte er den größten Teil der Stadt, den breiten Sandstrand und das weite Meer sehen. Die Sonne stand schon tief und tauchte die Stadt in ein warmes Licht.

Teletransport! Das war ein Wort, das er einfach nicht vergessen konnte. Er hatte natürlich sofort die ungeheuren Möglichkeiten dieses Transportmittels erkannt. Mit einem solchen Transportmittel würde er ein ungeheures Handelsnetz aufbauen können. Die fernsten Planeten könnten erschlossen werden.

Er bemerkte Lecoqs Unruhe und zwang sich in die

Wirklichkeit zurück. Nachdenklich blickte er über die blankpolierte Tischplatte hinweg in Lecoqs Gesicht.

„Du bist nervös, mein Freund“, sagte er gelassen. „Es ist natürlich aufregend und beunruhigend, daß es Leute gibt, die über Mittel verfügen, die wir bisher für unmöglich gehalten haben. Diese Leute haben uns sogar das Fehlschlagen eines Planes angekündigt, den wir für absolut unfehlbar hielten.“

„Beunruhigend nennen Sie das? Wir haben uns lächerlich gemacht!“ brummte Lecoq.

„Unsinn! Du gehst von falschen Voraussetzungen aus. Ich weiß nicht, was das für Leute sind und von wo aus sie operieren, aber ich weiß, daß sie nicht so mächtig sind, wie sie vorgeben. Wir haben jedenfalls keinen Grund, uns vor ihnen zu fürchten. Sie fürchten uns. sonst würden sie sich nicht versteckt halten. Für ihr Versteckspiel gibt es nur eine vernünftige Erklärung. Sie verfügen zwar über ein großes Wissen, aber sie haben keine Macht. Außerdem ist es beruhigend, daß es den Leuten nicht einmal gelungen ist. sich versteckt zu halten. Es waren schon vorher gewisse Gerüchte im Umlauf, die mich aufmerksam gemacht haben. Jetzt wissen wir schon eine ganze Menge. Ich nehme an. daß wir diese Leute beunruhigt haben, so daß sie eine direkte Verbindung mit uns gesucht haben. Ich habe die Absicht, diese Gruppe aufzuscheuchen.“

„Wie denn?“ fragte Lecoq mißmutig. „Was wissen wir denn? Wir haben keine Ahnung, wer diese Leute sind, und wo sie sich aufhalten. Ich habe unsere besten Physiker mit der Lösung des Problems beauftragt, aber kein einziger konnte die Lösung finden. Es ist einfach nicht möglich, den

Teletransport zu überwachen und die Anlagen zu lokalisieren. Wir können also nicht an die Leute heran.“

„Doch.“

„Und wie stellen Sie sich das vor?“

„Wir nehmen sie einfach beim Wort. Der geheimnisvolle Bursche hat mir doch einen Vorschlag gemacht. Ich werde diesen Vorschlag annehmen und dadurch auf seine Spur kommen.“

„Ist das Ihr Ernst? Der Kerl hat doch irgend etwas von Ymir gefaselt. Ich halte es für unwahrscheinlich, daß wir ausgerechnet dort die Antwort auf unsere Fragen finden werden.“

„Vielleicht irrst du dich. Sie haben uns schließlich den Fehlschlag auf Boreas vorausgesagt, nicht wahr? Du willst doch sicher nicht sagen, daß unser Komputor eine falsche Antwort gegeben hat. Diese Leute wissen also unwahrscheinlich viel. Sie wußten sogar vorher, wo und wann wir landen würden. Der Mann in dem Boot war der beste Beweis dafür.“

Lecoq war nicht so leicht zu überzeugen. „Das beweist gar nichts“, sagte er ärgerlich. „Sie haben uns entdeckt und bis zur Landung im Auge behalten. Es ist schließlich kein Kunststück, ein Raumschiff zu orten und aus Orbit und Geschwindigkeit auf den möglichen Landeplatz zu schließen. Den Mann haben sie ganz einfach mittels Teletransport an die richtige Stelle gebracht.“

„Mir ist es völlig gleichgültig, wie er an die richtige Stelle gelangt ist“, entgegnete Bassett. Er lehnte sich vor und stützte die Ellenbogen auf die Tischplatte. „Wichtig ist allein, daß jemand auf meine Ankunft gewartet hat. Das

kann nur bedeuten, daß die Leute über meine Pläne informiert waren. Keiner von uns wußte genau, wann wir auf die Erde zurückkehren würden und erst recht nicht, welchen Landeplatz wir suchen würden. Wir sind an einer abgelegenen Stelle gelandet und nicht im Süd-Atlantik in der Nähe von Rio. Die anderen haben diesen Landeplatz vorausgeahnt, und das gibt mir sehr zu denken.

Zweitens wußten sie, daß meine Pläne mit Boreas undurchführbar waren. Kein anderer hatte von diesen Plänen überhaupt eine Ahnung, und selbst wir mußten die Unterlagen erst mühselig auswerten, um zu dem gleichen Ergebnis zu gelangen.

Das ist aber noch nicht alles. Diese Leute geben vor, die Lösung aller Probleme zu kennen und haben auf den Planeten Ymir hingewiesen. Warum haben sie sich die Mühe gemacht, mich so eindrucksvoll zu überraschen? Das kann sehr gut bedeuten, daß sie sich von mir die Lösung des Problems erhoffen. Sie wissen, wo wir ansetzen müssen, aber sie können es selbst nicht durchführen.“

Bassett lehnte sich zurück und betrachtete sein Gegenüber sehr lange. Dann sagte er in einem Ton, der jeden Widerspruch ausschloß: „Wir werden alle unsere Kräfte ansetzen, um selbst auf den Kern der Dinge zu stoßen. Diesmal werden wir noch sorgfältiger vorgehen und jeden Schritt genau vorbereiten. Was weißt du zum Beispiel von Ymir?“

Lecoq war überrascht. Er war sonst immer sehr schnell bei der Sache, aber er kannte seinen Boß und ahnte, daß der etwas im Schilde führte.

„Ich bin über alle Kolonien informiert“, sagte er nach ei-

ner Weile. „Der Planet Ymir ist der kälteste, unangenehmste Planet, auf den je ein Mensch seinen Fuß gesetzt hat. Die Äquatorregionen sind einigermaßen bewohnbar; die Einwohnerzahl beträgt etwa acht bis zehn Millionen Menschen. Alle frieren ganz erbärmlich und sind fast verhungert, aber sie behaupten, daß es ihnen gefällt.“

„Nein, das ist falsch!“ rief Bassett laut. „Es gefällt ihnen ganz und gar nicht. Sie ertragen es, weil sie keinen Ausweg aus ihrer Lage sehen. Ich habe mich sehr eingehend mit der Geschichte dieses Planeten beschäftigt, Lecoq. Kurz bevor ich dich rufen ließ, habe ich noch einen Film ablaufen lassen. Ich habe ihn noch immer im Projektor.“

Er bediente einige an seinem Schreibtisch angebrachte Schalter und zog dunkle Gardinen vor das breite Fenster. Lecoq drehte seinen Stuhl um und blickte genau wie Bassett auf die gegenüberliegende Wand. Der Projektor lief rückwärts. Lecoq sah eine irrsinnige Folge unzusammenhängender Bilder.

„Ich bin gleich wieder am Anfang“, erklärte Bassett. „Das ist ein offizieller Film, den die Gesandtschaft zur Verfügung stellte.“

„Ich habe gar nicht gewußt, daß die für ihren Kühlschranks noch Reklame machen“, warf Lecoq belustigt ein.

„Es ist auch keine Reklame. Die Leute haben einen recht eigenartigen Stolz entwickelt. Sie halten sich für besonders zäh und tüchtig. Nach ihrer Meinung gibt es im ganzen Universum keine besseren Menschen. Sieh dir das einmal an!“

Bassett ließ den Projektor laufen, bis eine bestimmte Szene sichtbar wurde. Es war ein Ausblick auf die Stadt

Festerburg. Zwischen grauen Eiswänden standen häßliche klotzige Bauten. Über den Dächern lag eine schwarze Rauchwolke und verstärkte den Eindruck finsterer Einsamkeit. Die Bewohner von Festerburg heizten mit Kohle und Öl, denn nur diese Brennstoffe ließen sich in mühseliger Handarbeit dem gefrorenen Boden entreißen.

„Weißt du, was das ist?“ fragte Bassett.

„Das ist Festerburg, die Hauptstadt der Kolonie.“

„Richtig. Der Name ist von einem alten evangelischen Kirchenlied abgeleitet. Ich hätte mir etwas besseres einfallen lassen.“

Er zeigte auch Bilder von den Gründern der Kolonie, hielt sich aber nicht lange damit auf. Alle diese Bilder zeigten mürrische, intolerante Gesichter von Männern und Frauen. Ein Bild, das gleich nach der Landung aufgenommen worden war, fesselte ihn am stärksten.

Männer, Frauen und Kinder standen zitternd zwischen Gletschern und Schneewehen und beteten bei den Ruinen der verbrannten Raumschiffe. Die Kolonisten waren entschlossen, alle Brücken hinter sich abubrechen. Sie wollten nichts mehr mit der sündigen, profanen, der Verdammnis preisgegebenen Erde zu tun haben.

„Das war natürlich idiotisch“, kommentierte Bassett trocken. „Die Leute hatten sich eine Menge vorgenommen, aber die Wirklichkeit sah doch ein wenig anders aus. Wenn sie jetzt herkommen, dann unter dem Vorwand, uns sündige Erdenwürmer zur Entsagung zu bekehren. Ursprünglich wollten sie überhaupt nichts mehr mit uns zu tun haben und völlig unabhängig leben. Das hat dann leider nicht so richtig geklappt. Nachdem einige Tausende von ihnen umge-

kommen waren, besannen sie sich wieder auf die Erde und bezogen besondere Samen und widerstandsfähige Tierarten. So ist das noch heute. Sie sind von uns mehr oder weniger abhängig und beneiden uns um unseren Wohlstand. Die Gesandtschaftsmitglieder behaupten zwar, jeder Tag auf der verworfenen Erde sei ihnen ein Greuel, aber das ist ganz bestimmt nicht wahr. In Wahrheit schlagen sich die Anwärter fast um eine Stelle bei der Gesandtschaft. Vor ein paar Jahren war sogar ein Mann dabei, der sich mit Einwohnern von Rio befreundete und ganz und gar nichts gegen volle Fleischtöpfe hatte. Bevor er seine Kollegen anstecken konnte, wurde er schnell zurückexpediert. In den offiziellen Berichten wird das natürlich nicht erwähnt.“

Bassett schüttelte lachend den Kopf und fuhr fort: „Diese Heuchler behaupten sogar, daß sie freiwillig auf die Annehmlichkeiten eines wärmeren Klimas verzichten, weil jede Art von Bequemlichkeit Sünde ist. Die Sache hat aber einen Haken: die Jugend will nicht so wie die Alten. Die ältere Generation hängt natürlich noch an überkommenen Vorstellungen fest und möchte am liebsten alle Beziehungen zur Erde abbrechen. Die Rückkehr zu den Zielen der Vorväter ist ihr heiligstes Ideal. Sie können aber nicht wie sie wollen, denn die jungen Leute haben gemäßigte Vorstellungen. Das liegt natürlich an den Kontakten mit der Erde. Die jungen Leute fragen sich selbstverständlich, ob ihre so verehrten Vorfahren wirklich inspirierte Heilige oder nur verbohrt Fanatiker waren, die nichts anderes im Sinn hatten, als ihren Nachkommen das Leben zu vergällen. Natürlich tritt das nicht offen zutage. Es sind unterschwellige und deshalb gefährliche Gefühle. Sie sagen, daß

sie uns wegen unserer Bequemlichkeit und Sündhaftigkeit verachten, aber in Wahrheit ist das nur in Haß umgeschlagener Neid.“

Bassett machte eine kurze Pause und überlegte. „Der Vorschlag, neue Auswanderer nach Ymir zu schicken, ist einfach absurd. Die Einheimischen würden keine neuen Einflüsse dulden. Es ist fraglich, ob sich überhaupt Leute finden, die auf diesen kalten Planeten wollen.

Warum hat der geheimnisvolle Mann aber derartige Andeutungen gemacht?“ schloß Bassett.

„Vielleicht soll das nur ein Ablenkungsmanöver sein“, sagte Lecoq nachdenklich. „Vielleicht waren wir auf Boreas auf der richtigen Fährte und sollen jetzt abgelenkt werden.“

Bassett nickte. „Daran habe ich auch gedacht. Vielleicht kommen wir aber auf Ymir weiter als auf Boreas. Möglicherweise hat der Mann die Wahrheit gesagt. Vielleicht läßt sich auf Ymir wirklich etwas machen. Wenn sich der Schlüssel zu unseren Problemen dort finden läßt, werden wir den Planeten so lange bearbeiten, bis wir ihn haben. Diese Aufgabe fällt dir zu, Lecoq. Du wirst dich sofort auf die Reise machen.“

6.

Wie alle Menschen auf Ymir lebte Enni Zatok in einer Stadt. Es gab insgesamt fünf solcher Städte, in denen sich die Menschen zusammenballten. Der Grund dafür war einfach: die Gemeinschaftsheizung sorgte für eine bessere Ausnutzung der vorhandenen Kohle- und Ölvorräte.

In diesen fünf Städten lebten etwa zehn Millionen Menschen. Drei Jahrhunderte waren nötig gewesen, um die Bevölkerung langsam auf diese Zahl ansteigen zu lassen. Viele Kinder starben schon in jungen Jahren, denn nur die robustesten Naturen konnten das rauhe Klima ertragen. Außerdem waren die wirtschaftlichen Verhältnisse so schlecht, daß die meisten Eltern nicht in der Lage waren, eine größere Zahl an Kindern zu ernähren.

Enni Zatok war unter diesen Verhältnissen aufgewachsen. Sie kannte aber merkwürdige, sündhafte Bilder. Bilder von Menschen, die fast unbekleidet unter einem blauen Himmel lebten. Der Himmel war auf diesen Bildern so blau wie ihre Augen, und die Sonne so strahlend wie ihre blonden Haare.

Sie hatte die Erscheinung dieser Menschen mit ihrem eigenen Aussehen verglichen und war zu einem bestimmten Ergebnis gekommen. Sie mußte mehrere Schichten dicker Kleidung tragen, wenn sie nicht erbärmlich frieren wollte, aber die anderen Menschen badeten in einem gischtenden, glitzernden Meer, das überhaupt nicht mit dem grauen, stets stürmischen Meer von Ymir zu vergleichen war. Es war überhaupt unbegreiflich, daß das Wasser der beiden Ozeane gleichartig sein sollte.

Sie hatte die Bilder gierig angestarrt. Es waren gedruckte Bilder in Magazinen, die Jaroslav Dubin gehörten. Viele dieser Bücher und Magazine waren ihr zu Gesicht gekommen.

Nie zuvor war auf Ymir ein Mensch in einen so schlechten Ruf gekommen wie Jaroslav Dubin. Die Erwachsenen wechselten schnell das Thema, wenn sein Name erwähnt

wurde. Manchmal erzählten sie ihren ungezogenen Kindern von dem bösen Mann, der seine Seligkeit für die Fleischtöpfe der Erde verspielt hatte. Das Resultat war verheerend. Kinder und Jugendliche steckten in unbeobachteten Augenblicken die Köpfe zusammen und sprachen von Jaroslav, so wie andere, unter normalen Verhältnissen lebende Kinder obszöne Witze weitergeben.

Eines Tages hatte Enni von einem Schulfreund erfahren, daß dieser tatsächlich mit Jaroslav zusammengetroffen war. Enni hatte ihren Schulkameraden natürlich auf die furchtbaren Laster des großen Sünders aufmerksam gemacht, worauf der Junge ihr ein Magazin zeigte, das Jaroslav ihm geliehen hatte.

Da waren Bilder von Menschen, die in einer sündigen und frevelhaft bequemen Welt lebten: da war ein Luxus, den Enni sich kaum vorstellen konnte.

Jaroslav sähe genauso glücklich aus, wie die Menschen auf den Bildern, hatte der Junge erklärt. Für Kinder, die nur immer ernste und unzufriedene Gesichter sahen, die in einer Welt lebten, in der jeder Ausdruck natürlicher Lebensfreude als sündhaft galt, war das natürlich ein unfäßbares Wunder.

Die Bilder riefen die ersten Zweifel wach. Wie konnten solche glücklichen Menschen die Verkörperung des Bösen sein? Das Böse war doch finster und schmutzig. Die Menschen auf den Bildern waren aber sauber und glücklich, ja sie sprachen sogar lachend miteinander.

Der Junge hatte ihr zögernd das Magazin überlassen, und Enni hatte es heimlich nach Hause getragen. Die Gesellschaftsordnung auf Ymir verlangte von allen eiserne

Disziplin, aber der Junge war noch nicht verknöchert und verbohrt und konnte den inständigen Bitten des Mädchens nicht widerstehen.

Sie machte aber einen entscheidenden Fehler und ging sofort in ihr Zimmer, um sich die Bilder in wilder Aufregung anzusehen. Dabei wurde sie von ihrem Vater überrascht, der ihre Sündhaftigkeit geißelte und das Magazin in kleine Fetzen riß. Wie ein Besessener war er auf den Fetzen herumgetrampelt und hatte seine Tochter beschimpft. Dann hatte sie ihre Strafe hinnehmen müssen. Die ganze Nacht, einen ganzen Tag und noch die folgende Nacht war sie nackt in ihr Zimmer eingeschlossen worden. Der Hunger und die furchtbare Kälte sollten den Teufel aus ihrem Körper treiben und ihr die Verwerflichkeit ihres Tuns zeigen.

Viele Dinge waren in diesen einsamen, kalten Stunden in ihr erstarrt. Auch ihr Gesichtsausdruck war zu einer gehorsamen Maske gefroren. Aber ihren Willen hatte man nicht brechen können. Ihr Entschluß stand fest, obwohl sie sich der Schwierigkeiten durchaus bewußt war.

Später wurde die Angelegenheit nicht mehr erwähnt. Der Vater hatte natürlich keinem anderen etwas gesagt, denn damit hätte er zugegeben, daß er als Vater und Erzieher versagt hatte. Ein wohlherzogenes Mädchen konnte gar nicht auf den Einfall kommen, eine so sündhafte Tat zu begehen. Enni war von diesem Zeitpunkt an stets ein musterhaftes Mädchen, das seinen Eltern keine Schande machte. Das war aber nur Fassade, um die Eltern und die Umwelt über ihre wahren Absichten zu täuschen.

Nach einem Jahr vertrauten ihre Eltern ihr wieder völlig.

Darauf hatte Enni aber nur gewartet. Nun, da sie nicht mehr auf Schritt und Tritt argwöhnisch beobachtet wurde, konnte sie ihren Plan endlich verwirklichen. Sie wollte bewußt lügen und ihre Eltern betrügen, denn sie war mit der Gesellschaftsordnung nicht mehr einverstanden.

In der Schule wurde inzwischen eifrig über die Erde und natürlich über Jaroslav Dubin diskutiert. Es waren heimliche Gespräche, die nur im Flüsterton geführt wurden. Es bildeten sich Parteien mit einander widersprechenden Ansichten. Die einen sagten, Jaroslav sei der einzige vernünftige Mensch, und die anderen seien fanatische Dummköpfe. Immerhin war Jaroslav auf der Erde gewesen und konnte sich ein wirklich objektives Urteil bilden.

Die andere Gruppe war anderer Meinung. Immerhin war Jaroslav nicht der einzige, der die Erde und andere Planeten besucht hatte. Er war aber der einzige, der dem strengen Glauben abtrünnig geworden war. Das sprach nicht gerade für ihn.

Enni hörte immer nur schweigend zu. Sie hatte sich längst eine feste Meinung gebildet. Ihre Haut juckte unter der Last von drei Kleidern, zwei Pullovern, den dicken Socken und der schweren Mäntel, und in ihrem Herzen nagte die Ungeduld. Aber sie wartete ab, bis sich endlich eine günstige Gelegenheit zur Verwirklichung ihrer Ziele bot.

An einem Abend gab sie vor, eine Freundin zu besuchen, ging aber in Wahrheit zu Jaroslav Dubin. Sie war nicht einmal überrascht, daß sich einige ihrer Klassenkameraden auf den gleichen Weg gemacht hatten und in Dubins Wohnzimmer saßen.

Die strenggläubigen Ymiraner wünschten sich Dubin im

Gefängnis oder noch besser tot und begraben, aber sie konnten diesen sündhaften, abtrünnigen Menschen einfach nicht loswerden. Sie beschuldigten ihn der abscheulichsten Laster, doch Jaroslav kümmerte sich überhaupt nicht darum. Auf seiner Rückreise von der Erde hatte er sich mit dem Kommandanten des Raumschiffes befreundet und in ihm eine starke Stütze gefunden.

Die verantwortlichen Männer sahen bald ein, daß sie eine große Dummheit begangen hatten, als sie Jaroslav zurückholten, nachdem dieser sich mit den Erdbewohnern befreundet hatte. Zu diesem Zeitpunkt hatten sie jedoch die Konsequenzen nicht übersehen können. Gleich nach der Ankunft des Schiffes hatte der Kapitän nämlich erklärt, daß Jaroslav Dubin der einzige vernünftige Ymiraner wäre, den er je kennengelernt hätte. Aus diesem Grunde machte er Jaroslav auch zu seinem Agenten, denn er hatte es satt, immer nur mit steifen, unfreundlichen Fanatikern zu verhandeln.

Natürlich hatten sich die verantwortlichen Männer diesem Plan energisch widersetzt, aber ihr Widerstand brach bald zusammen, denn der Kapitän des Raumschiffes weigerte sich, die Ladung löschen zu lassen.

Natürlich wurde dem Verlangen des Kapitäns nicht gleich nachgegeben, aber der Raumschiffkommandant blieb konsequent und stieg wieder auf. Nachdem dann andere Kapitäne die gleiche Forderung stellten, blieb den Ymiranern nichts anderes übrig, als Jaroslav Dubin als Handelsagent anzuerkennen.

So war es dazu gekommen, daß der wohlgenährte, von allen gehasste Jaroslav Dubin ein herrliches Leben führte.

Seine Freunde versorgten ihn mit all den schönen Dingen, von denen ein normaler Ymiraner nicht einmal träumen durfte. Aus der gleichen Quelle stammten auch die Zeitschriften, Magazine und Bücher, die Jaroslav großzügig an jeden Interessenten verlieh. Seine Feinde haßten und verachteten ihn deshalb. In ihrer Mitte trieb ein subversives Element sein teuflisches Spiel, aber sie konnten ihm nicht das Handwerk legen, ohne sich selbst empfindlich zu schädigen. Sogar ein Mordanschlag wurde ernsthaft in Erwägung gezogen, aber nie in die Tat umgesetzt. Die nackten Tatsachen sprachen eine eigene Sprache. Die Ymiraner konnten ohne den Handel mit anderen Planeten nicht auskommen. Dieser Handel lag in den Händen der Raumfahrer, die Jaroslav in jeder Beziehung unterstützten. Sein Verschwinden würde also verheerende Folgen haben. Ohne Handel konnten die Ymiraner nicht überleben.

So war die Situation, als Enni sich von zu Hause weg-
schlich, um den Ausgestoßenen, den der Verdammnis
preisgegebenen Sünder aufzusuchen.

Ein ganzes Jahr lang hatte sie diesen Besuch vorbereitet, aber während sie sich durch die dunklen Straßen schlich, kamen ihr doch ernste Bedenken. Ein eisiger Wind heulte durch die Straßen und trieb den Schnee vor sich her. Enni hatte Angst, einem Polizisten zu begegnen. Natürlich würde dieser nach ihrem Ziel fragen, denn normalerweise hatte ein junges Mädchen zu dieser Zeit nichts auf den einsamen Straßen zu suchen. Ihre Eltern hatte sie täuschen können, aber ein Polizist würde ihre Lüge natürlich sofort durchschauen, denn sie befand sich bereits in einem ganz anderen Stadtteil.

Draußen vor dem Flughafen wurde die Gefahr noch größer. Jaroslav lebte in Acht und Bann. Kein anständiger Mensch durfte sich näher als einen Kilometer an sein Haus heranwagen. Außerdem stand sein Haus direkt am Flugplatz und war von allen Seiten gut zu sehen. Es war aber dunkel, und das dichte Schneetreiben hüllte Enni ein, als sie über das freie Feld eilte.

Jaroslav war wirklich dick, freundlich und guter Laune, genau wie er immer beschrieben worden war. Er saß in einem bequemen Schaukelstuhl und leitete die Diskussion der anwesenden jungen Leute. Er sagte nicht viel. Er beschränkte sich darauf, neue Gedanken vorzutragen, die dann von seinen Gästen eifrig diskutiert wurden.

Am ersten Abend sagte Enni fast nichts. Sie war noch sehr schüchtern und fürchtete sich auch ein wenig. Es war auch viel zu heiß. Sie mußte sich deshalb den Parka und einige Pullover ausziehen, und hatte zum Schluß nur noch eine Bluse und eine lange Hose an. Diese mangelhafte Bekleidung war ihr peinlich. Nur ihre Eltern hatten sie jemals so gesehen.

Es blieb nicht bei dem einen Besuch. Sie wurde allmählich selbstbewußter und beteiligte sich an den Diskussionen. Meistens waren zwei oder drei junge Leute da, die sich geschickt der elterlichen Überwachung entzogen hatten. Manchmal war einer der Raumschiffoffiziere anwesend und brachte einen Hauch fremder Welten in das Haus.

Bei ihrem dritten Besuch gab Jaroslav ihr ein Kleid, das sie bei ihren weiteren Besuchen immer wieder anziehen durfte. Nach Hause konnte sie das Kleid natürlich nicht

mitnehmen, denn eine Entdeckung durch die Eltern hätte furchtbare Folgen nach sich gezogen.

Nach einiger Zeit wünschte sie sich sogar, einmal mit Jaroslav allein zu sein. Manchmal kam das sogar vor. Jaroslav behandelte sie dann sehr höflich und freundlich, aber sie spürte immer wieder, daß er an solchen Abenden über das Ausbleiben der anderen enttäuscht war. Ein Abend ohne fruchtbare Diskussionen war für Jaroslav ganz einfach ein Fehlschlag. Er war wie ein Stück Hefe in einem Kuchenteig. Er setzte neue Gedanken in die Köpfe der jungen Leute und freute sich über die schnell einsetzende Gärung.

Was hat er davon? Was bezweckt er mit dieser gefährlichen Aktivität? fragte sich Enni immer wieder. Die Antwort auf diese Frage konnte sie jedoch nicht finden. Diese Geheimbündelei war doch außerordentlich gefährlich. Bei einer Entdeckung würden die jungen Leute schwere Strafen erleiden müssen. Enni glaubte zu wissen, daß Jaroslav sich davor fürchtete, obwohl ihm persönlich nichts geschehen konnte.

Das war neu für sie. Jaroslav sorgte sich um andere. Woher hatte er das? Das konnte er doch nur bei den Erdbewohnern gelernt haben.

Eines Tages fragte sie ihn danach, aber er blickte sie nur lange an.

7.

Jaroslav Dubin war der einzige Mensch, der auf Ymir in einem kleinen einstöckigen Haus leben durfte, das eigens für ihn gebaut worden war. Die Stadtväter hielten es für

angebracht, diesen gefährlichen Mann zu isolieren, und hatten ihm deshalb dicht am Flughafen ein eigenes Haus errichten lassen. Jaroslav kam das sehr gelegen, denn so war er immer gleich zur Stelle, wenn ein Raumschiff landete.

Bei den notwendigen Besuchen stand der Neid in den Augen der Stadtväter. Immer wieder gab es etwas Neues zu sehen: einmal einen Teppich, dann wieder ein Bild, ein Möbelstück oder gar fremdartige Delikatessen. Die Männer protestierten natürlich gegen diese Sünden und redeten Jaroslav ins Gewissen, aber mehr konnten sie nicht tun.

Aber auch die jungen Leute, die heimlich in Jaroslavs Haus geschlichen kamen, waren neidisch. Auch Enni spürte in sich den immer stärker werdenden Wunsch, all diese herrlichen Dinge zu besitzen. Das lag auch in Jaroslavs Absicht. Er gab sich große Mühe, die schönen und seltenen Dinge möglichst auffällig anzuordnen, um in den jungen Leuten bestimmte Wünsche zu wecken.

Es kam aber auch vor, daß Jaroslav Besucher empfing, die diese Dinge überhaupt nicht beachteten. Solche Besucher kamen allerdings nie auf gewöhnlichen Wegen, sondern auf höchst geheimnisvolle Weise durch eine Wand.

Hinter dieser Wand befand sich ein verdeckter Hohlraum, und in dieses Versteck führten starke Kabel, die die von einem im Keller stehenden Reaktor abgeleitete Energie in ein merkwürdiges Gerät leiteten. Der Reaktor war notwendig, denn die Transfax-Plattform schluckte eine Menge Energie.

Jaroslav war allein, als eine Warnglocke durch das Haus schrillte. Jaroslav Dubin regte sich nicht besonders darüber

auf und legte gelassen sein Buch beiseite. Die Glocke konnte alles mögliche ankündigen: neue Bücher und Magazine, Kleidungsstücke oder Lebensmittel, vielleicht sogar nur eine kleine Nachricht. Viele Dinge, die sein Leben so angenehm machten, bezog er auf diese Weise.

Als er die Holzverkleidung des Hohlraumes öffnete, schrak er doch ein wenig zusammen, denn vor ihm stand ein Mann.

„Said Counce!“ rief er freudig aus und trat einen Schritt zurück. „Was, in aller Welt, führt dich hierher? Komm herein und setz dich!“

Counce nickte und trat in den Raum. Er war noch immer nur mit einer Badehose bekleidet. Er fror aber nicht, denn Jaroslavs Haus war gut geheizt, und dicke Teppiche hielten die Bodenkälte ab.

Jaroslav war außer sich vor Freude. Er holte sofort einige Gläser und eine Flasche Wein, um seinen Gast gebührend zu bewirten. Counce setzte sich inzwischen in einen Sessel und blickte sich um. An der Wand sah er ein dreidimensionales Bild eines Teils der Milchstraße mit den besiedelten Planeten. Darunter befanden sich wohlgefüllte Bücherregale mit Werken, die einem Durchschnittsymiraner als äußerst gefährlich erscheinen mußten. An den anderen Wänden hingen Bilder und Reliefs, die Jaroslavs Sinn für die schönen Künste offenbarten.

Counce trank den Wein, wollte aber nichts zu essen haben. Mit einem freundlichen Kopfnicken bedeutete er seinem Gastgeber, in einem anderen Sessel Platz zu nehmen.

„Jaroslav, was hast du in letzter Zeit getan?“ fragte er kurz.

„Ich habe die Wahrheit verbreitet. Wie üblich, mußte ich unter den schwierigsten Umständen arbeiten. Ich glaube aber, die Arbeit macht sich bezahlt. Ich wünschte nur, es wären mehr Agenten hier.“

„Das wünschen wir alle, Jaroslav. Es geht aber nicht. Dich haben wir unter einem akzeptablen Vorwand einsetzen können. Die Führer deines Volkes dulden dich, weil sie ohne deine Arbeit nicht existieren können. Es ist praktisch eine kleine Erpressung. Außer dem wirtschaftlichen Druck spielen gewisse psychologische Momente eine nicht zu unterschätzende Rolle. Ein Außenseiter wird geduldet und als verrückt gebrandmarkt. Zwei oder drei von deiner Sorte würden aber schon als subversive Organisation angesehen werden und härtesten Widerstand herausfordern. Du solltest der Mittelpunkt einer schnell um sich greifenden geistigen Infektion sein, Jaroslav. Allem Anschein nach bist du aber nicht sehr ansteckend.“

Jaroslav lächelte zufrieden, denn er hatte besonders in dieser Beziehung ein gutes Gewissen. „Ich glaube, unter den obwaltenden Umständen habe ich ganz gute Arbeit geleistet, Said. In den fünf Jahren meiner Tätigkeit habe ich Tausende von zersetzenden Büchern und Magazinen in Umlauf gebracht. Ich empfange regelmäßig junge Leute, die die neuen Gedanken wie Schwämme aufnehmen. Manche von ihnen sind bereits so kühn, daß sie mir auf der Straße zulächeln.“

„Recht ordentlich, Jaroslav. Aber die Zeit drängt. Wir haben einfach nicht mehr viel Zeit. Wir sind gezwungen, gewisse Risiken auf uns zu nehmen. Warum hast du uns noch keinen neuen Rekruten vorgeschlagen?“

„Das hat einen guten Grund. Mein Einfluß erstreckt sich hauptsächlich auf ganz junge Leute. Es sind junge Bur-schen und Mädchen zwischen fünfzehn und siebzehn. Die Schulen sind hier sehr streng und leider auch recht erfolg-reich. Dazu kommt noch der starke Einfluß der Eltern. Mit achtzehn sind die meisten jungen Menschen bereits so starr in ihren Ansichten, daß nicht mehr an sie heranzukommen ist.“

„Ich habe hier noch nie gearbeitet“, sagte Counce nachdenklich. „Allerdings hatte ich Gelegenheit, auf mehr als zwanzig anderen Planeten ausreichende Erfahrungen zu sammeln. Ich glaube, du bist ein Opfer deiner früheren Er-ziehung. Wir haben dich aufgeklärt und dich vom Bann der religiösen Erstarrung befreit, aber ein paar kleine Reste sind bestimmt noch vorhanden. Auf diesem Planeten gibt es ungefähr zehn Millionen Menschen. Sollte es nicht mög-lich sein, in fünf Jahren einen Menschen zu finden, der durch Erbanlagen und bestimmte äußere Einflüsse die Kraft hat, sich aus den starren Fesseln der Konventionen zu befreien? Als du Angestellter der Gesandtschaft auf der Erde wurdest, warst du noch ziemlich jung, aber alle sahen in dir einen unbestechlichen Anhänger der strengen Prinzi-pien eurer Religion. Schon nach einem Jahr warst du wie umgewandelt. Ich muß zugeben, daß du damals ständigen Kontakt mit einer anderen Weltanschauung hattest. Dein Einfluß auf die jungen Leute hier kann nicht ganz so stark sein, weil der ständige Augenschein fehlt, aber immerhin stand dir für diese Aufgabe viel Zeit zur Verfügung. Du hattest eine große Auswahl.“

Counce sah Jaroslav Dubin eindringlich an und fuhr fort:

„Ich brauche einen wirklich zuverlässigen Rekruten – und zwar sofort! Nun?“

Jaroslav blickte forschend in Suids Augen. „Das ist keine gute Neuigkeit“, sagte er leise. „Steht es so schlecht?“

Counce stellte sein Glas auf den Tisch und stand auf. „Ja, es steht schlecht, Jaroslav. Die anderen waren auf Regis! Sie waren vor uns da! Vielleicht war es nur eine Vorhut. Möglicherweise haben sie aber die Absicht, eine Kolonie zu gründen. Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß wir uns sehr beeilen müssen.“

Counce stellte sich vor die Sternenkarte und zeigte auf einen Planeten.

„Das ist Regis.“ Er drückte den Daumen auf den Stern und schlug mit dem Zeigerring einen Halbkreis. „Und das hier ist Ymir! Ymir ist genau der Planet, den die anderen suchen! Die Atmosphäre ist reich an Sauerstoff, das Klima ist rauh und kalt. Eine bessere Welt können sich die anderen gar nicht wünschen. Sie sind in der Nähe, Jaroslav! Sie bilden unsere größte Gefahr, denn eines Tages werden sie diesen Planeten entdecken.“

Bisher haben sie sich auf einen anderen Bezirk der Milchstraße konzentriert und sind nie in unsere Nähe gekommen. Nun ist es aber doch passiert. Es besteht die Gefahr, daß sie wiederkommen. Das kann jeden Augenblick passieren!“

Counce wandte sich von der Karte ab und blickte Jaroslav an. „Was sagst du nun, mein Freund?“

Jaroslav Dubin kratzte sich den Kopf. Die schlechte Nachricht hatte ihn ungemein beeindruckt. „Die Arbeit auf Ymir ist wie das Waten durch einen knietiefen Sumpf, der

jeden Schritt hemmt. Schon oft glaubte ich, einen potentiellen Rekruten gefunden zu haben, aber ich bin immer wieder enttäuscht worden. Es ist wirklich nicht leicht, gegen die ständige Beeinflussung durch Schule und Elternhaus anzugehen. Keiner möchte gern ein Außenseiter sein, zumal das außerordentliche Gefahren mit sich bringt. Die jungen Leute begeistern sich für kurze Zeit an den neuen Ideen, aber dann kommen wieder Zweifel auf. Heute bin ich für manchen jungen Menschen noch ein treuer Freund, aber morgen kann ich für ihn schon der Abgesandte des Teufels sein, der ihn ins Verderben reißen will. Ich habe diesen plötzlichen Wechsel oft genug erlebt und bin dadurch sehr skeptisch geworden. Und in dieser Situation kommst du und verlangst einen vertrauenswürdigen Rekruten.

Mit ehrlichem Gewissen kann ich im Augenblick nur ein junges Mädchen empfehlen. Sie ist ungefähr siebzehn Jahre alt. Wahrscheinlich hat sie aber noch nicht die nötige Reife, um wirklich zuverlässig zu sein.“

„Darauf können wir im Augenblick keine Rücksicht nehmen“, sagte Counce grimmig. „Wer ist sie?“

„Sie heißt Enni Zatok. Ihr Vater arbeitet in leitender Position im Kraftwerk. Ich glaube, er ist sogar Inspektor. Der Bursche ist aber ungeheuer bigott. Wenn er so verbohrte bleibt, wird man ihn in spätestens zehn Jahren in den Ältestenrat wählen. Der Mann kann überhaupt keinen eigenen Gedanken fassen. Das Mädchen ist aus eigenem Antrieb zu mir gekommen und hält mir schon seit über einem Jahr die Treue. Sie ist eine besonders gelehrige Schülerin, aber ...“

„Kein Aber! Sie ist unsere einzige Chance. Du mußt sie so schnell wie möglich zur Erde schicken, aber mit einem

normalen Raumschiff. Das ist wichtig, Jaroslav! Ich werde dafür sorgen, daß Bassett von ihrer Ankunft erfährt und sie in seinen Griff bekommt. Er wird das Mädchen einer Gehirnwäsche unterziehen, um so alles zu erfahren.“

Auf Jaroslavs fragenden Blick gab Counce einen genauen Bericht über die Ereignisse, die zu diesem Entschluß geführt hatten.

Jaroslav Dubin pfiff leise durch die Zähne. „Das kann eine Chance sein, aber keine sehr große.“

Counce zuckte mit den Schultern. „Es ist die einzige Chance, die wir im Augenblick haben. Wir müssen es auf jeden Fall versuchen.“

Jaroslav lehnte sich zurück und überlegte. Er schloß die Augen und tagte: „Ich muß mir die Sache erst durch den Kopf gehen lassen.“

Nach einer knappen Minute sprang Jaroslav plötzlich auf, durchquerte den Raum und wühlte in einem Stoß loser Papiere. Dann hatte er gefunden, was er suchte. „In acht Tagen würde es gehen. Ist das früh genug?“

„Viel zu spät.“

„Ich meine nicht die Abreise, sondern die Ankunft auf der Erde. Sie könnte mit der Amsterdam reisen. Der Kommandant ist Captain Leuwenhoek, der Mann, der mich von der Erde zurückgebracht hat. Er war mein erster wirklicher Freund. Ihm habe ich alle meine Verbindungen und auch meine unabhängige Stellung zu verdanken. Seine Route führt ihn auf diesem Trip zwar nicht zur Erde, aber mir zu Liebe wird er die Route bestimmt ändern.“

„In Ordnung“, sagte Counce widerwillig. „Sonst noch etwas?“

„Natürlich! Beinahe hätte ich es vergessen. Ich habe Enni davon überzeugt, daß die Erdenmenschen durchaus nicht alle grausam und gemein sind, aber ich bezweifle, daß sie ihre Heimat freiwillig verlassen wird. Das würde immerhin die Trennung von ihrer Familie und das Durchschneiden aller Bindungen bedeuten. Immerhin ist sie hier aufgewachsen und in der üblichen Art und Weise beeinflusst worden. Tief im Innern betrachtet sie ihren Vater noch immer als ein göttliches Wesen, dem nicht widersprochen werden darf. Ich muß mir also ein ziemlich starkes Druckmittel ausdenken.“

„Hast du schon irgendwelche Ideen?“

„Sie ist sehr oft hier gewesen. Ich werde ihr sagen, daß ihre Eltern davon wissen und sie prügeln werden, bis sie gesteht, daß ich sie verführt habe. Wahrscheinlich würden sie das auch tun, wenn sie von den Heimlichkeiten ihrer Tochter wüßten. Ich habe einmal gesehen, wie ein Mensch durch die Straßen gepeitscht wurde. Dabei hatte der arme Kerl nur ein paar Andachten versäumt. Beinahe hätte ich den verhetzten Narren die Peitschen aus den Händen gerissen, aber ich ließ es sein, denn das hätte meine Position nur noch verschlechtert. Hier herrschen eigenartige Sitten, Said.“

„Das weiß ich. Dieser Planet ist einfach nicht für Menschen geeignet. Unsere Pläne bauen sich ja darauf auf.“ Counce überlegte einen Moment und fragte dann: „Kannst du sie in die Amsterdam bringen und das Raumschiff starten lassen, bevor einer etwas bemerkt?“

„Ganz bestimmt. In der Beziehung können wir uns absolut auf Enni verlassen. Sie hat ihre Eltern schon so oft hin-

ters Licht geführt, daß es ihr nicht schwerfallen wird, sich im geeigneten Augenblick davonzumachen. Wenn ihre Eltern mißtrauisch werden und mit der Peitsche auf ihre Tochter warten, wird Enni schon längst nicht mehr auf Ymir sein. Wir werden mindestens zwei oder drei Stunden Vorsprung haben, denn die Eltern werden sich hüten, die Öffentlichkeit zu alarmieren.“

Counce blickte Jaroslav kopfschüttelnd an. „Deine Ansichten gefallen mir nicht“, sagte er dann. „Du solltest dich von allen Haßgefühlen frei machen. Das Verhalten der Ymiraner ist abstoßend, aber du darfst nicht vergessen, daß du auch einer bist. Du bist ein Mensch, und die anderen Leute hier sind auch Menschen. Wenn du das nicht mehr sehen kannst, bist du ein Versager. Das soll natürlich keine Drohung, sondern mehr eine Erinnerung an deine eigentliche Aufgabe sein, Jaroslav.“

Jaroslav Dubin lächelte müde. „Mach dir deshalb keine Sorgen, Said. Ich weiß, daß ich zu diesem Volk gehöre. Ich glaube, ich kann das Verhalten dieser Leute am besten beurteilen. Die beste Überzeugungsmethode besteht darin, die jungen Leute einer neuen Umwelt auszusetzen, aber das ist hier natürlich nicht möglich. Enni ist wirklich ein Glückskind. Wirst du sie voll aufnehmen, wenn sie die Sache mit Bassett überlebt und dann noch immer von der Richtigkeit ihrer Zweifel überzeugt ist?“

„Natürlich. Sie wird es dann auch verdient haben.“

Jaroslav nickte. „Es wird natürlich ein Schock für sie sein, aber früher oder später wird sie die wahre Sachlage verstehen. Eines Tages wird sie ein vernünftiger Mensch sein und kopfschüttelnd an ihre Jugend denken.“

„Warum bist du nicht schon vorher auf den Gedanken gekommen?“ fragte Counce. „Das wäre doch eine wunderbare Möglichkeit. Du mußt die Sache in Schwung bringen! Schick die jungen Leute in Massen auf die Erde! Entführe ganze Schulklassen! Schick sie nach Shiva, Zeus oder K'ung-fu-tse. Oder würden die Kapitäne der Raumschiffe nicht mitmachen?“

„Wahrscheinlich nicht. Ich habe ein paar persönliche Freunde, die eine Menge für mich tun, aber das kann ich wohl doch nicht von ihnen verlangen. Wir müssen unbedingt erst einige Raumfahrer völlig auf unsere Seite bringen.

Wir könnten Männer wie Leuwenhoek informieren und uns ihre Dienste sichern. Das würde uns mehr Sicherheit geben.“

„Versuchen können wir es ja“, stimmte Counce zu. „Du kannst ja erst mit Leuwenhoek darüber sprechen. Wenn er zugänglich ist und sich mit unseren Absichten einverstanden erklärt, kannst du ihm ein Angebot machen. Er muß dann allerdings sein Schiff verlassen. Schick ihn zu Wu, der ihn betreuen wird. Ich werde Wu vorher informieren.“

Counce nahm sein Weinglas vom Tisch und trank es leer. „Ich muß mich wieder auf den Weg machen. Jaroslav. Es tut mir wirklich leid, daß ich nicht länger bleiben kann. Die Vorarbeiten machen aber eine schnelle Abreise notwendig. Wir müssen dafür sorgen, daß das Mädchen wirklich richtig empfangen wird. Das wird gar nicht einfach sein, denn Bassett soll ja nichts merken. Siehst du, Jaroslav, das sind wirkliche Probleme. Wenn dir die Arbeit mal zum Halse heraushängt, dann denk an mich.“

Die beiden Männer sahen sich verständnisvoll lächelnd an. Sie wußten genau, was sie voneinander zu halten hatten. Dann ging Counce wieder in das Versteck und war sogleich verschwunden ...

8.

Ennis Eltern kamen sehr selten in den engen, spartanisch eingerichteten Raum, den ihre Tochter bewohnte. Wahrscheinlich wäre ihnen der kleine Zettel auch gar nicht aufgefallen. Enni kannte aber jede Einzelheit, denn wie alle jungen Leute auf Ymir besaß sie nur sehr wenige persönliche Dinge. Sie kannte jeden Zentimeter des Fußbodens und der Wände. Jede Veränderung mußte ihr sofort auffallen.

Als sie nach Hause kam und ihre Schulbücher ordnete, fiel ihr der kleine weiße Zettel sofort auf. Sie nahm ihn auf und überflog hastig die wenigen Zeilen. Sie kannte Jaroslavs Handschrift und wußte augenblicklich, daß die Nachricht echt war.

„Wir sind beide in großer Gefahr. Du mußt heute abend unbedingt kommen. Jaroslav.“

Die Angst sprang das Mädchen an. Monatelang hatte sie sich vor Entdeckung und den unvermeidlichen Konsequenzen gefürchtet. Tag und Nacht hatte sie daran denken müssen; Angstträume hatten sie nachts aufgeschreckt. Sie wunderte sich nicht einmal darüber, daß der Zettel in ihrem Zimmer lag. Sie dachte auch keinen Augenblick daran, daß der Zettel eine Fälschung sein könnte. Sie war ihrem Schicksal dankbar, daß ihre Eltern nichts von dem Zettel wußten. Sie war auch froh, daß sie sich noch nicht ausge-

zogen hatte, denn so konnte sie gleich wieder hinausstürmen.

Mit ihrer Mutter hatte sie noch nicht gesprochen. Sie hörte sie in der Küche arbeiten und schlich sich vorbei. Der Vater arbeitete noch und würde erst sehr spät nach Hause kommen. Mit etwas Glück konnte sie mit Jaroslav sprechen und unbemerkt zurückkommen. Sie war überhaupt nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen, so sehr saß ihr die Angst im Nacken.

Normalerweise begrüßte Jaroslav sie schon am Eingang und führte sie zur Tür des kleinen Vorzimmers, in dem sie sich immer umzog, bevor sie in das große Wohnzimmer ging, um an den Debatten teilzunehmen. An diesem Abend führte er sie aber direkt in den großen Raum.

Enni sah einen Fremden, einen Mann, den sie noch nie gesehen hatte. Sie schwitzte vor Aufregung und blickte unruhig von einem zum anderen. Sie wollte endlich wissen, welche Gefahr ihr und Jaroslav drohte. Der Fremde, ein bärtiger älterer Mann, sah sie gedankenvoll von oben bis unten an. Das peinliche Schweigen wurde bald unerträglich.

Endlich eröffnete Jaroslav das Gespräch. „Das ist Captain Leuwenhoek, der Kommandant der Amsterdam. Er ist einer meiner besten Freunde und ist deshalb auch bereit, uns aus einer großen Gefahr zu retten.“

„Folgendes ist geschehen“, fuhr Jaroslav fort. „Deine Eltern haben herausbekommen, daß du mich sehr häufig besucht hast. Leider ist es nicht dabei geblieben. Auch der Ältestenrat hat davon erfahren. Sie wollen dich noch heute abend verhören. Enni. Du weißt, was das bedeutet. Sie

werden dich prügeln, bis du gestehst, daß ich dich verführt habe.“

Normalerweise wagte auf Ymir kein Mensch so offen von solchen Dingen zu reden. Das Blut schoß Enni in den Kopf und machte die Hitze noch unerträglicher. „Das ist doch nicht wahr!“ rief sie aus.

Jaroslav zuckte mit den Schultern. „Wir wissen, daß es nicht stimmt.“

„Aber der Ältestenrat wird doch nicht lügen, nur um uns bestrafen zu können!“

Captain Leuwenhoek räusperte sich. „Ich will nicht respektlos sein, aber die Mitglieder des Ältestenrates stehen nun mal in dem Ruf, die schlimmsten Heuchler und Lügner der ganzen Milchstraße zu sein. Sie können jeden Außenstehenden fragen, der geschäftlich mit ihnen zu tun hat. Sie glauben so fest an ihre Heucheleien, daß sie sie nicht mehr von der Wahrheit unterscheiden können.“

„Sie wittern eine Chance, mich loszuwerden“, mahnte Jaroslav. „Sie glauben von allen anderen nur Schlechtes. Sie wollen ganz einfach, daß ich dich verführt habe. Sie haben sich nun einmal in den Gedanken hineingesteigert und werden sich durch nichts davon abbringen lassen. Sie werden dich schlagen, bis du es zugibst. Und du wirst es zugeben, denn die Schmerzen werden furchtbar sein, und du wirst nur noch daran denken, wie du diese furchtbaren Qualen beenden kannst. Sie haben ein bestimmtes Ziel und werden alles versuchen, um es zu erreichen. Sie wollen mich loswerden, Enni. Es ist ihnen gleichgültig, was aus dir wird.“

Leuwenhoek mischte sich wieder ein. „Jaroslav ist unser

Freund. Wir haben bisher dafür gesorgt, daß ihm nichts geschah. Wenn er aber schuldig ist, können wir ihn auch nicht mehr schützen. Nach dem hiesigen Recht können sie jetzt eine schwere Anklage gegen ihn erheben. Sie werden ihn verurteilen, und keiner kann ihm dann noch helfen.“

Enni wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. Die beiden Männer schwiegen einen Augenblick, denn sie ahnten, was in ihr vorging.

„Was können wir denn tun?“ fragte sie schließlich völlig verzweifelt.

„Es gibt nur einen Ausweg“, sagte Jaroslav hart. „Sie dürfen dich nicht in die Hände bekommen.“

„Das können wir doch nicht verhindern. Jaroslav. Wohin soll ich denn flüchten? Auf Ymir wird mich kein Mensch unterstützen. Ich werde verhungern und erfrieren.“

„Das stimmt. Enni. Hier kann dir niemand helfen. Du hast aber oft genug gesagt, daß du gern andere Welten sehen möchtest. Jetzt bietet sich eine Gelegenheit dazu. Die Amsterdam wird in zwei Stunden starten – und du wirst an Bord sein!“

Enni riß entsetzt die Augen auf und starrte die beiden Männer an. „Das kann ich doch nicht tun!“ flüsterte sie.

„Du wirst es tun müssen“, sagte Jaroslav. „Wenn du dich weigerst, werden die Polizisten kommen und dich auspeitschen. Das wird aber nur der Anfang sein, denn wenn du nicht sofort sagst, was sie hören möchten, werden sie Salz in die Wunden streuen. Dann werden sie dich über ein Faß binden und in eiskaltes Wasser tauchen. Du hast ja selbst gesehen, wie sie mit anderen Abtrünnigen umgegangen sind. Sie kennen keine Gnade, das weißt du doch!“

Enni wußte es. Mit fünfzehn Jahren hatte sie den ersten Prozeß erlebt. Während schwarz vermummte Männer und Frauen über Lästler und Abtrünnige zu Gericht saßen und brutale Folterknechte Aussagen erzwangen, mußten die Kinder laut singen, um die Schreie der gequälten Opfer zu übertönen. An all das mußte Enni denken, und ihre Angst wurde noch größer.

In ihr schlummerten aber Wünsche und Träume. Wie oft hatte sie sich gewünscht, unter einer warmen Sonne zu leben, einen blauen, leuchtenden Himmel zu sehen und die vielen hinderlichen Kleidungsstücke abzuwerfen. Gerade in diesem Augenblick waren die vielen Schichten dicker Kleidung eine unerträgliche Last. In Gegenwart von Jaroslav legte sie diese dicken Kleidungsstücke ab, aber im Beisein eines Fremden war das natürlich ganz und gar unmöglich. Die strenge Erziehung, die sie hinter sich hatte, war noch nicht ganz überwunden.

Da waren aber auch noch andere Hemmnisse zu überwinden. Ihre Angst war groß, aber es bewegten sie auch noch ganz andere Gefühle. Vielleicht hatte sie doch ein großes Unrecht begangen, und die Prügel würden die gerechte Strafe dafür sein. Sie hatte ihre Eltern belogen und sich von Jaroslav in Versuchung führen lassen. Möglicherweise bot sich ihr die letzte Chance, sich reinwaschen zu lassen. Prügel und Qualen waren ein geringer Preis für das ewige Seelenheil, das sie dadurch wiederfinden würde.

Sie sah die strengen Augen der Richter im Geiste vor sich. Diese Männer kannten keine Gnade, wenn es um die Reinheit der Seele ging.

Aber hatte Captain Leuwenhoek diese ehrlichen, auf-

rechten Männer nicht als die größten Heuchler und Lügner der Milchstraße bezeichnet? Sie sah den Captain verwundert an. Der Mann sah doch ehrlich und anständig aus. Sie konnte einfach nicht glauben, daß dieser Mann ein Lügner sein sollte.

Die Unentschlossenheit war fürchterlich. Die Gedanken wirbelten durch den Kopf und rissen sie von einem Extrem ins andere. Ein Schwindelgefühl ergriff das Mädchen. Sie taumelte nach vorn und mußte sich eine Stütze suchen.

Sie konnte sich aber nicht mehr halten und stürzte auf den Teppich. Aber erst als sie schon ausgestreckt auf dem Boden lag, verlor sie das Bewußtsein völlig. Vorher drangen noch Jaroslavs Worte „Sie ist ohnmächtig!“ in ihr Bewußtsein, und sie wunderte sich über den zufriedenen Klang seiner Stimme.

*

„Alles wieder in Ordnung?“ hörte sie eine besorgt klingende Frauenstimme fragen. Enni hörte die Stimme wie aus weiter Ferne und wunderte sich über den fremdartigen Klang.

Bald wurden ihre Gedanken aber klarer. Natürlich! Jaroslavs Besucher sprachen so. Der fremde Akzent war überhaupt nicht zu verkennen. Sie öffnete die Augen und sah eine weiße Zimmerdecke. Erst als sie den Kopf zur Seite neigte, sah sie eine braunhaarige junge Frau an ihrem Bett sitzen.

„Sind Sie Mrs. Leuwenhoek?“ fragte sie schwach.

„Nein, ich bin die Schiffsärztin“, antwortete die Frau lä-

chelnd. Sie trug einen weißen Kittel, aus dessen Taschen blanke Instrumente hervorschauten. „Anscheinend haben Sie sich wieder erholt. Das war die erste Frage, die Sie an Bord des Schiffes gestellt haben.“

Enni überlegte fieberhaft. Sie lag in einem weichen Bett. Nie zuvor in ihrem Leben hatte sie in einem so weichen, bequemen Bett gelegen. Es war auch gar nicht kalt, denn sie war nur mit einer einzigen Decke zugedeckt und fror trotzdem nicht. Sie fühlte sich merkwürdig frei und unbehindert. Entsetzt stellte sie fest, daß sie keine Kleidung mehr trug.

Hastig zog sie die Bettdecke bis an die Schultern. Die Ärztin war zwar eine Frau, aber Enni wurde trotzdem feuerrot.

„Wissen Sie, wo Sie sich befinden?“ fragte die Ärztin freundlich.

Enni nickte.

„Was ist geschehen?“ flüsterte sie leise.

„Sie sind in Jaroslav Dubins Haus in Ohnmacht gefallen. Als Captain Leuwenhoek Sie an Brod brachte, waren Sie noch immer ohne Bewußtsein. Die Hitze in Jaroslavs Haus und die vielen Kleidungsstücke, dazu noch die begreifliche Aufregung, das alles ist zusammengekommen. Sie hatten eine fiebrige Erkrankung und waren einige Tage bewußtlos, aber jetzt haben Sie es überstanden.“

Die Ärztin stand auf und lächelte Enni aufmunternd zu. „Sie sind noch ein bißchen schwach, aber wir werden Sie bald wieder auf die Beine bekommen. Bald werden Sie sich wieder wohlfühlen.“

Sie wandte sich zum Gehen, kehrte aber noch einmal ans

Bett zurück. „Wie fühlen Sie sich, Enni? Ich meine, wie stehen Sie zu dem, was geschehen ist?“

Enni machte eine hilflose Handbewegung. „Ich weiß es noch nicht so richtig. Eigentlich müßte ich Angst haben und tiefe Reue empfinden, aber ich fühle mich geradezu erleichtert.“

Die Ärztin nickte. „Das liegt an den Beruhigungsmitteln, die wir Ihnen gegeben haben. Die Wirkung wird bald nachlassen.“

„Werde ich dann anders denken?“ fragte Enni angstvoll.

„Ja, du wirst ganz anders empfinden. Enni“. sagte die Ärztin mit plötzlicher Vertraulichkeit. „Ich glaube, ich muß dich über einiges aufklären. Im Delirium hast du allerhand merkwürdige Dinge gesagt, Dinge, die einem Mädchen von einer anderen Welt nicht einfallen würden. Wie alt bist du eigentlich, Enni, fünfzehn?“

„Ich bin fast achtzehn“, antwortete Enni beleidigt.

Die Ärztin lächelte nur und fuhr gelassen fort: „Noch schlimmer, mein Kind. Ymir muß ja die reinste Hölle sein, wenn man den jungen Menschen derartigen Unsinn eintrichtert. Solche Ideen sind ja furchtbarer als die schlimmsten Krankheitserreger.“

„Ich verstehe nicht.“

Die Ärztin strich Enni übers Haar und lachte. „Ruh’ dich nur aus, mein Kind. Du wirst bald verstehen, was ich meine.“

„Mein Kind!“ Enni war beleidigt. Sie war kein Kind mehr, und außerdem war sie für ihr Alter ziemlich groß. Die Ärztin war aber mindestens dreißig Zentimeter größer. Auch die Raumfahrer, die sie bei Jaroslav gesehen hatte, waren durchweg viel größer als die meisten Ymiraner.

Die Ärztin klärte sie rasch über dieses Mißverhältnis auf. Die Ymiraner litten schon seit Jahrhunderten unter Kälte und Unterernährung. Es war also kein Wunder, daß das Volk langsam verkümmerte. Enni war überrascht, als sie erfuhr, daß die strengen, sich als einzig vernünftigen Menschen betrachtenden Ymiraner in Wahrheit die Kümmerlinge der ganzen menschlichen Rasse waren.

9.

Allmählich verlor sich die Wirkung der Beruhigungsmittel, und Enni hatte die merkwürdigsten Ahnungen. Es waren Gefühle, die bis dahin undenkbar waren, ungewisse Erwartungen, die wie ein klarer Quell in ihr Bewußtsein strömten.

Ihr wurden fremdartige Speisen gebracht, an die sie sich aber wegen des außerordentlichen Wohlgeschmacks schnell gewöhnte. Sie bekam auch neue Kleidung, an die sie sich aber nicht so schnell gewöhnen konnte. Nach ihrer Meinung hatte die Kleidung außer dem Kälteschutz noch die wichtige Aufgabe, den Körper zu verhüllen. Sie hatte in Jaroslavs Haus eins der fremdartigen Kleider getragen, aber da war das alles nur ein aufregendes Spiel gewesen. Die Realität war aber erschreckend und wurde immer beängstigender.

Einen kurzen Faltenrock wies sie scheu zurück, und auch den Sari – im Augenblick die große Mode auf der Erde – wollte sie nicht anziehen. Auch die schleierartigen Gewebe vom Zeus waren ihr zu gewagt, deshalb entschloß sie sich für einen hochgeschlossenen pyjamaartigen Seidenanzug vom K'ung-fu-tse.

Ihre Scheu wurde noch größer, als die Ärztin sie aus dem Krankenzimmer führte.

Trotzdem folgte sie ohne Widerstand. Die Frau redete ihr gut zu und machte ihr Mut. „Dieses Gefühl verliert sich bald, Enni.“

„Wohin geht die Reise eigentlich?“ fragte sie scheu, als sie eilig hinter der weit ausschreitenden Ärztin her trippelte.

„Wohin? Wir sind schon da, mein Kind. Du warst immerhin vier Tage lang ohne Besinnung. Wir sind bereits in die Atmosphäre eingetaucht. Die Reise wird bald beendet sein.“

Die Neuigkeit traf Enni wie ein Keulenschlag. Die Angst sprang sie wieder an. Sie hatte vier Tage ihres Lebens verloren, vier entscheidende Tage. Wie im Traum lief sie hinter der Ärztin durch einen langen röhrenartigen Gang. Ab und zu tauchten Besatzungsmitglieder auf. Sie nickten der Ärztin freundlich zu und betrachteten Enni mit neugierigen Blicken.

„Wir haben deinetwegen die Route ändern müssen“, erklärte die Ärztin. „Wir mußten es tun, um dich den blindwütigen Verfolgern zu entreißen. Jaroslav ist uns allen ein guter Freund. Ich glaube, jeder Raumfahrer kennt und schätzt ihn. Für einen anderen hätten wir das Risiko der Entführung kaum auf uns genommen. Jaroslav ist wirklich ein anständiger Mensch. Wir haben also einen Umweg gemacht und die Erde angesteuert.“

Die Erde! Die Ärztin erklärte einige technische Einzelheiten und wies auf die Tatsache hin, daß der Umweg keinen nennenswerten Verlust bedeutete, aber Enni hörte

kaum noch hin. In ihren Schläfen hämmerte das Blut. Die Erde! Das war unfassbar. Sie hatte von der Erde geträumt, wo die Menschen frei leben und ihr Dasein genießen durften – aber das waren eben nur unerfüllbare Wunschträume gewesen. Jetzt, da sich diese Träume verwirklichen würden, sah alles ganz anders aus. War die Erde nicht die Quelle allen Übels, der berüchtigte Planet der ganzen Milchstraße? Sie stammte vom Ymir und konnte gar nicht anders denken. Die Angst vor der sündigen Welt saß ihr im Blut und war fast zu einem Instinkt geworden. Ihre Vorväter hatten die sündige, hassenswerte Erde verlassen und sich eine neue Heimat gesucht, um in Entsagung und Gebet das Seelenheil zu bewahren. Auf Ymir lernte jedes Kind die gleiche Geschichte, sobald es sprechen und verstehen konnte.

Enni hetzte angstvoll hinter der Ärztin her. Sie hatte keinen Blick für die vielen Kabel und Geräte und dachte ständig nur an ihr furchtbares Schicksal, in das sie durch Leichtsinns geraten war. Erst in einem großen, hellen Raum wurde sie sich wieder der Umwelt bewußt und betrachtete erstaunt die vielen intensiv beschäftigten Menschen.

Captain Leuwenhoek stand vor dem Hauptpult und winkte Enni zu sich heran. „Hallo, Enni!“ rief er fröhlich. Enni hörte es kaum. Die Vielfalt der Eindrücke war berauschend und verwirrend. Endlich bemerkte sie, was in den letzten Minuten geschehen war.

Die schweren Fensterblenden glitten zurück und ließen wunderbar milde Luft in die Zentrale strömen. Sie hörte ein Plätschern.

Das Schiff schwamm auf dem Wasser, und die Dünung

rollte gegen den mächtigen Metallkörper. Auf Ymir war überhaupt nicht an eine Wasserlandung zu denken, denn das ewig stürmische Meer dieses rauhen Planeten schloß die bequemste und ungefährlichste Art der Landung völlig aus. Die weite Bucht von Rio bot aber fast immer ideale Landebedingungen. Durch ein Fenster sah Enni die blendend weiße Stadt am Horizont. Kleine Schlepper kamen herangeflitzt und lotsten das Raumschiff in die riesigen Docks.

So etwas hatte Enni noch nie gesehen, weder eine leuchtende Stadt vor grünen Bergen, noch die kleinen Schiffe, die das ruhige Wasser dieses Meeres nicht zu fürchten brauchten. Aber sie blickte nur kurz auf die Stadt und die Schiffe, denn der Himmel, der leuchtend blaue, warme Himmel mit den weißen Wolkenballen war einfach überwältigend. Am Horizont vereinigte sich dieser herrliche Himmel mit den leicht rollenden grünen Fluten des Ozeans.

Ennis Augen strahlten. „Es ist wahr!“ rief sie atemlos. „Es ist wirklich wahr!“

Hinter ihrem Rücken warf Leuwenhoek der Ärztin einen bedeutsamen Blick zu, und auch die Frau nickte lächelnd.

Enni blieb in der Zentrale, denn sie wollte nichts von der Herrlichkeit dieser neuen Welt missen. Sie sprach kaum ein Wort und wurde immer wieder von den ständig wechselnden Eindrücken überwältigt. Auch der Hafen mit den vielen Kränen, Silos und Lagerhäusern, den geschäftigen Menschen und den flitzenden Autos machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf sie. Überall war Lärm und Lebensfreude.

Sie beruhigte sich nur sehr langsam. Alles war so anders, so herrlich und zugleich so erschreckend und verwirrend. Würde sie sich jemals daran gewöhnen können? Was sollte sie in dieser fremden, lauten Welt? Wie würden die fremden Menschen sie aufnehmen und behandeln? Alle Leute wirkten freundlich und offen; sie sprachen lachend miteinander und schienen die Freude nicht als Sünde zu betrachten. Jaroslav hatte ihr von seinen ersten Begegnungen mit den Bewohnern dieser Stadt erzählt. War er nicht auch sofort gut aufgenommen worden ...?

Ein Wagen kam angefahren, ein Beamter in einer strahlend weißen Uniform stieg aus und rief nach dem Captain. Leuwenhoek lehnte sich über das Brückengeländer und traf Vereinbarungen über die Ladung und andere für sein Geschäft wichtige Dinge. Enni hörte etwas von Käufern, die in spätestens zwei Stunden ankommen würden, aber sie verstand nicht, worum es eigentlich ging.

Nach einer Weile winkte Leuwenhoek dem Hafenbeamten zu und drehte sich zufrieden um. „Wir werden die Zeit ausnutzen und an Land gehen. Enni kann sich die Stadt ansehen und dabei gleich ein paar neue Sachen kaufen. Was hältst du davon, Enni?“

Enni konnte nur wortlos nicken. Sie konnte es einfach nicht fassen, daß sie nun auf der Erde war.

*

Peter Tomlin arbeitete schon seit mehr als zehn Jahren als Bassetts Aufkäufer. Seine Spezialität waren seltene Güter von fremden Planeten die nach einer sorgfältig durchge-

führten Reklamekampagne stets mit einem unwahrscheinlich hohen Gewinn verkauft werden konnten.

Mit wachen Augen blätterte er die Ladeliste der Amsterdam durch. Vom Ymir war eigentlich nichts Brauchbares zu erwarten, denn dieser kalte und rückständige Planet war absolut kein interessanter Handelspartner. Immerhin war die Amsterdam vorher auf zwei anderen Planeten gewesen und konnte demzufolge einige interessante Waren an Bord haben. Tomlin ließ jedenfalls keine Gelegenheit ungeprüft und war stets zur Stelle, wenn ein Geschäft zu erwarten war.

Der Lademeister der Amsterdam war ihm nicht bekannt, aber Tomlin hatte die für seinen Beruf so notwendige Fähigkeit, sich schnell Freunde zu erwerben. Schon nach einer halben Stunde waren die beiden Männer in ein freundschaftliches Gespräch vertieft. Die anderen Aufkäufer ließen sich nicht sehen. Anscheinend hatten sie gehört, daß die Amsterdam vom Ymir kam, und machten sich gar nicht erst die Mühe, die Ladelisten durchzusehen. Tomlin lenkte das Gespräch geschickt in die von ihm gewünschte Richtung.

„Warum kommt ihr nicht öfters nach Rio?“ fragte er beiläufig. „Steuert ihr die Erde so selten an?“

„Leider. Wir verkehren hauptsächlich zwischen den anderen Planeten. Meistens haben wir recht langweilige Ladungen: Rinderembryos, Saatgut, Brennstoffe für die Kernreaktoren und ähnliche Dinge. Diesmal wären wir auch nicht hergekommen, wenn nicht etwas Besonderes dazwischengekommen wäre. Der Captain hat die Route erst im letzten Augenblick geändert.“

Tomlin spitzte die Ohren.

„Was ist denn passiert?“ fragte er scheinbar uninteressiert und war froh, als der Lademeister auf seine Frage sofort einging.

„Da ist ein Mädel in ernste Schwierigkeiten geraten. Sie hatte wohl etwas mit unserem Agenten, und der ist ein spezieller Freund unseres Alten. Er hat die Kleine hergebracht, denn sonst hätte das verrückte Volk auf Ymir sie bestimmt erschlagen.“

„Und deshalb hat der Captain einen so kostspieligen Umweg gemacht“

„Halb so schlimm. Wir verlieren kaum etwas. Der Alte hat die Sache genau durchkalkuliert. Viel haben wir allerdings nicht anzubieten.“

Tomlin hatte genug gehört. Nun war es an der Zeit, sich um die Geschäfte zu kümmern. Er machte seine Angebote und handelte hartnäckig, bis er einen günstigen Preis erzielte. Während der ganzen Zeit war er aber nicht recht bei der Sache, denn er mußte immer wieder an das Mädchen denken. Nie zuvor war ein Mädchen vom Ymir auf die Erde gebracht worden. Er konnte es einfach nicht fassen, daß ein Raumfahrer sich aus purer Gefälligkeit darauf eingelassen haben sollte.

Er erwähnte die Sache, als er seinem Chef. Lecoq. Bericht erstattete und wunderte sich über dessen auffällige Reaktion.

„Ein Mädchen vom Ymir?“ fragte Lecoq erregt „Hier in Rio! Wie sieht sie aus? Wie alt ist sie? Wo steckt sie jetzt?“

Tomlin stammelte verblüfft, daß er sich natürlich nicht darum gekümmert habe. Er wunderte sich noch mehr, als

Lecoq mit der Faust auf den Schreibtisch schlug und ihn ziemlich ungnädig anbrüllte.

„Machen Sie sich fort und suchen Sie das Mädchen, Tomlin!“

Gleich darauf griff Lecoq nach dem Telephon und informierte Bassett.

Bassett studierte gerade einen weiteren Bericht über Ymir. Seit Tagen dachte er an nichts anderes und ließ sich alle erreichbaren Informationen über den unwirtlichen Planeten herbeischaffen. Je länger er sich damit beschäftigte, desto mehr neigte er zu der Ansicht, daß Lecoq recht hatte. Der Gedanke, Auswanderer auf diesen kalten, unfruchtbaren Planeten zu bringen, war einfach absurd. Der Lebensstandard der Erdbevölkerung war in Gefahr. Früher oder später mußte es zu eine Krise kommen, aber selbst die größte Not würde keinen Menschen veranlassen, sein Heil auf einem kalten, unfreundlichen Planeten zu suchen. Anscheinend war der Hinweis doch nur ein Ablenkungsmanöver seines seltsamen Besuchers gewesen.

Bassett verließ sich aber nicht auf sein eigenes Urteil. Diese Frage konnte nur von Sozialpsychologen gelöst werden. Er hatte die besten Leute engagiert, aber auch die Experten waren zu keinem anderen Urteil gekommen und hielten eine Massenauswanderung nach Ymir für absolut undurchführbar.

Aber selbst darauf wollte sich Bassett nicht verlassen. Immerhin hatten die Experten nur recht magere Grundlagen.

Die offiziellen Berichte waren natürlich nicht zu gebrauchen. Bassett wollte einen klaren Umriß der wirklichen Si-

tuation. Er wollte wissen, wie die Ymiraner dachten und fühlten. Nur so würde sich die allgemeine Situation deuten lassen. Ohne wirklich zuverlässige Informationen würde er ewig im Dunkeln tappen.

Sein geheimnisvoller Besucher hatte allerdings erklärt, daß er in der Lage wäre, die auftauchenden Probleme zu lösen. War das nun Bluff oder die Wahrheit? Besaß die andere Gruppe bessere Informationen? Wenn der Teletransporter dieser Leute wirklich eine interstellare Reichweite hatte, war das mit Sicherheit der Fall. Die Agenten dieser Gruppe würden sich in diesem Fall ungehindert bewegen können, ohne Verdacht zu erregen. Jeder andere, auf normale Art und Weise landende Agent würde natürlich sofort auffallen.

Es war also kein Wunder, daß Bassett aufsprang und einen Freudentanz aufführte, als Lecoq ihn über Ennis Anwesenheit in Rio informierte.

„Ausgezeichnet!“ rief er aus. „Das ist genau die Gelegenheit, auf die wir gewartet haben. Wir müssen den Aufenthaltsort des Mädchens herausfinden.“

„Das habe ich mir schon gedacht“, antwortete Lecoq. „Ich habe Tomlin auf den Weg geschickt.“

„Gut gemacht. Lecoq! Wir müssen aber vorsichtig sein. Die Sache erfordert äußerstes Fingerspitzengefühl. Das Mädchen ist praktisch allein. Wenn meine Berichte stimmen, dann muß sie eine furchtbare Angst vor dieser grausamen und sündhaften Welt haben. Die Ymiraner haben nun mal eine ganz komische Vorstellung von der Welt und besonders von uns Erdbewohnern. Sag mal, Lecoq. wie hieß der Bursche, den sie damals schnell zurückschickten, weil er sich zu sehr für unsere Lebensart interessierte?“

„Jaroslav Dubin.“

„Danke. Lecoq. Der Plan ist ganz einfach. Wir waren Dubins Freunde. Sorge dafür, daß eine unserer Sekretärinnen mit dem Mädchen zusammenkommt! Ein Mann kann da leider nichts machen, denn das Mädchen hat wahrscheinlich eine furchtbare Angst vor Männern. Die Kontaktperson muß das Vertrauen des Mädchens gewinnen und sie zu uns locken. Wenn sie erst einmal hier ist, können sich die Psychologen um sie kümmern. Du mußt natürlich dafür sorgen, daß kein Außenstehender etwas davon bemerkt. Es besteht immerhin die Möglichkeit, daß sie im Falle ihres Verschwindens gesucht wird.“

„Wohl kaum“, antwortete Lecoq. „Ich werde natürlich trotzdem sehr vorsichtig sein.“

„In Ordnung. Lecoq. Halte mich ständig unterrichtet! Und beeil dich!“

Bassett legte den Hörer auf die Gabel und lehnte sich zufrieden zurück.

Wahrscheinlich wäre er nicht so zufrieden gewesen, wenn er gewußt hätte, daß Counce sich an anderer Stelle die Hände rieb ...

10.

Für einen Erwachsenen zeigte Captain Leuwenhoek viel zuwenig Ernst – so dachte Enni jedenfalls. Er hatte eine geradezu kindliche Freude daran, ihr alle möglichen Dinge zu zeigen. Enni war das nur angenehm, denn es lenkte sie immer wieder von ihren eigentlichen Problemen ab.

Die Amsterdam würde nur wenige Stunden im Hafen

bleiben, denn die Liegekosten waren hoch, und der Zeitverlust mußte wieder aufgeholt werden. Nach dem Start des Raumschiffes würde sie völlig auf sich selbst gestellt sein. Sie mußte unbedingt Freunde gewinnen. Die Schwierigkeit bestand allein darin, daß Enni nicht an selbständiges Handeln gewöhnt war. Von den heimlichen Besuchen bei Dubin abgesehen, hatte sie nie selbständige Handlungen unternommen. Sie hatte auch nie Zeit gehabt, aus eigenem Antrieb zu leben, denn die geringste Selbständigkeit und Unabhängigkeit wurde auf ihrem Heimatplaneten als Sünde gebrandmarkt.

Mit jedem Schritt wurde ihr ihre Unfähigkeit, frei und unabhängig zu leben, bewußter. Je mehr Enni sah, desto depressierter und unsicherer wurde sie. Sie fühlte sich einsam und verloren.

Nach einigen Stunden schaute der Captain auf seine Uhr und stellte fest, daß er sich bereits zu lange aufgehalten hatte. Er winkte ein Taxi heran und fuhr mit Enni zum Hafen. Während er mit den Hafenbehörden verhandelte, stand Enni allein und einsam inmitten der fremden Umgebung und dachte über ihr Schicksal nach. Sie kam mehr und mehr zu der Überzeugung, daß Jaroslav ihr wirklich keinen Gefallen getan hatte.

Enni sah sich verängstigt um. Nach der Enge ihrer Heimat wirkte die grandiose Umgebung doppelt erregend und beunruhigend. Ein großes Raumschiff stieg auf und ritt auf einem gewaltigen Feuerstrahl in den Himmel. All die vielen strahlenden Farben, der Lärm und die Aktivität der Menschen machten Enni immer unsicherer und einsamer.

Eine junge, schlicht und sauber gekleidete Frau kam su-

chend heran und blickte auf das gewaltige Raumschiff. Sie schien Enni erst in diesem Augenblick zu entdecken und kam langsam auf sie zu.

„Entschuldigen Sie bitte“, sagte sie freundlich lächelnd. „Kennen Sie den Namen dieses Schiffes?“

„Das ist die Amsterdam“, antwortete Enni stockend und erregte mit ihrem fremdartigen Akzent die Aufmerksamkeit der Fragerin.

„Sie sind fremd hier, nicht wahr?“ fragte die Frau. „Sind Sie gerade angekommen?“

Enni nickte. „Ich stamme vom Ymir“, sagte sie schüchtern und wunderte sich insgeheim, welche Reaktion dieser Hinweis auslösen würde.

„Wie interessant!“ rief die freundliche junge Frau aus. „Sie sind demnach mit der Amsterdam angekommen?“

Enni fühlte sich wieder wohler. Die Stimme der jungen Frau verriet offene und ehrliche Anteilnahme. Enni wagte es, das Lächeln zu erwidern. Hier schienen die Leute sehr rasch Kontakt aufzunehmen.

„Ich hörte, daß ein Schiff vom Ymir gelandet wäre und bin gleich hergekommen“, sagte die junge Frau. „Ich wollte eigentlich nur mal hören, ob einer etwas von einem alten Bekannten von mir weiß. Er ist Ymiraner. Ich habe ihn vor einigen Jahren kennengelernt und muß sehr oft an ihn denken. Vielleicht kennen Sie ihn sogar. Er heißt Jaroslav Dubin.“

„Natürlich kenne ich ihn!“ rief Enni freudig aus. „Das ist aber eine wunderbare Fügung. Es ist wirklich ein glücklicher Zufall, daß ich auf einen Menschen stoße, der Jaroslav kennt.“

Sie sah das erstaunte Gesicht der jungen, netten Frau und erzählte in wilder Hast, was sich zugetragen hatte.

Die Frau hörte aufmerksam zu und schüttelte schließlich den Kopf. „Das hätte ich Jaroslav einfach nicht zugetraut. Wie konnte er Sie nur so unvorbereitet fortschicken! Sicher mußte er es tun, um sein Leben zu retten, aber er hätte wenigstens für Ihre Zukunft sorgen müssen. Übrigens heiße ich Dolores Laurengo. Sie können mich Dolly nennen. Wo ist überhaupt der Captain? Der Mann kann Sie doch nicht einfach hier stehen lassen. Ich glaube, ich muß mal ein Wörtchen mit ihm reden.“

Dann ging alles sehr schnell. Enni war froh, so schnell eine Freundin gefunden zu haben, die es ganz offensichtlich gut mit ihr meinte. Sie ließ sich widerspruchslos in ein Taxi drängen und sank verwirrt in die Polster. Die junge Frau redete unablässig auf sie ein. Sie war anscheinend entschlossen, sich um Enni zu kümmern und ihr die ersten Schritte in der neuen Umgebung zu erleichtern.

Enni stellte keine Fragen. Sie hatte einfach Angst, als dumm oder undankbar zu gelten. Sie wunderte sich allerdings, als das Auto mitten in die Stadt hineinfuhr und vor einem riesigen Haus anhielt. Das Haus sah absolut nicht wie ein Wohnhaus aus. Sie behielt diese Gedanken aber für sich, denn sie hatte ja noch nicht genügend Erfahrungen und konnte sich leicht irren.

Im Fahrstuhl und auf den Gängen blickten vorübereilende Männer und Frauen erstaunt auf sie herab. Sie wußte nicht recht, warum sich diese Leute so für sie interessierten. Wirkte sie so fremdartig?

Enni fühlte sich nicht recht wohl in ihrer Haut, aber die

vielen neuen Eindrücke lenkten sie immer wieder ab und ließen keine tiefgreifenden Fragen aufkommen. Nie zuvor hatte sie ein derartig hohes und modernes Gebäude gesehen. Überall war Glas und glänzendes Metall. Selbst die Wände der Gänge waren mit Bildern und teuren Tapeten dekoriert. Die vorübergehenden Frauen rochen berauschend. Sie trugen nur dünne Kleider, die die Körperformen nicht versteckten, sondern eher betonten. Alle Räume waren verschwenderisch groß und wurden nur zu einem kleinen Teil ausgenutzt. In Ennis Heimat war das ganz anders. Dort drängten sich die Menschen auf engstem Raum zusammen, obwohl es nur zehn Millionen von ihnen gab. Hier, in dieser riesigen Stadt lebten mehr als zehn Millionen Menschen, und alle hatten mehr als genug Platz zur Verfügung.

Am erregendsten war der Fahrstuhl. Enni wunderte sich, daß Dolores mit ihr in einen so kleinen Raum ging und erschrak, als der Boden plötzlich sanft gegen die Füße drückte. In den Häusern ihrer Heimatstadt gab es keine Fahrstühle, denn selbst diese kleine Bequemlichkeit wurde als sündhaft und verwerflich bezeichnet.

Der Fahrstuhl hielt an, und Dolores führte sie durch einen langen Korridor und dann in einen großen, hellen Raum. Ein Mann saß an einem weißen Schreibtisch und blickte auf. Er hatte starke, buschige Augenbrauen und stechende Augen. Genau wie die Ärztin im Raumschiff trug er einen weißen Kittel, aus dessen Taschen verschiedene Instrumente hervorschauten.

„Ich habe sie gefunden, Dr. Gold“, sagte Dolores. „Es war ganz einfach. Hoffentlich ist Ihre Aufgabe ebenso leicht.“

Der Arzt bot Enni einen Stuhl an. „Setzen Sie sich, mein Kind!“ sagte er nicht unfreundlich.

Enni begriff nicht, was das zu bedeuten hatte. Sie blickte verwirrt von einem zum anderen und fragte ängstlich: „Was ist los? Was soll mit mir geschehen? Ich denke ...“

Dolores Laurencio zuckte mit den Schultern. Sie wirkte nicht mehr freundlich und sympathisch, sondern kalt und gleichgültig. „Ich habe nur getan, was man von mir verlangt hat“, erklärte sie.

Enni fühlte sich verraten und betrogen. Anscheinend spiegelten sich ihre Gefühle auf ihrem Gesicht wider, denn Dolores wurde wieder etwas freundlicher und sagte aufmunternd: „Ich kann nichts dafür. Es wird schon nicht so schlimm werden. Der Doktor wird es so schmerzlos wie möglich machen.“

Enni atmete tief durch und sammelte ihre ganze Energie, um ihre Stimme wieder in die Gewalt zu bekommen. „Sagen Sie mir doch, was hier vorgeht!“ stammelte sie.

„Sie werden tun, was ich verlange“, antwortete der Arzt. „Sie müssen erst einmal erkennen, daß Sie als Mensch nicht sehr wichtig sind.“

Enni biß sich auf die Lippen und schüttelte hartnäckig den Kopf. Sie spürte eine ungewisse Bedrohung, aber sie wußte nicht, was das alles zu bedeuten hatte.

„Wie Sie wollen“, sagte Dr. Gold resignierend und drückte auf einen Knopf. Eine Wand glitt zur Seite, und einige ebenfalls weißgekleidete Männer kamen auf Enni zu.

Wenig später erfuhr sie, daß die furchtbaren Geschichten, die ihre Lehrer ihr über die Erde und deren Bewohner erzählt hatten, nur ein Bruchteil der entsetzlichen Wahrheit waren.

Sie wurde hypnotisiert und mußte Wahrheitsdrogen schlucken. Die furchtbaren Männer drangen in ihr Bewußtsein ein und entrissen ihr die allergeheimsten Gedanken. Alle ihre Worte, ihre Schreie und ihr Gewimmer, alles wurde aufgenommen und immer wieder abgespielt, bis sie alles offenbart hatte. Es gab keinen privaten Gedanken, keine private Erinnerung mehr, alles wurde ihr systematisch genommen ...

*

Falconettas Haus stand im wahrsten Sinne des Wortes direkt am Rande des Indischen Ozeans. Bei Flut überspülte das Wasser die gläserne Decke des großen Wohnraumes. Es war gerade Hochflut, als Falconetta und Ram Singh ungeduldig im grünen Dämmerlicht saßen und auf etwas ganz Bestimmtes warteten. Sie sprachen nur wenig miteinander, aber ihre nervösen Bewegungen verrieten ihre Ungeduld nur allzu deutlich.

Obwohl sie darauf warteten, schrakten sie zusammen, als der Summer des Transfax-Gerätes ertönte. Falconetta stand sofort auf und öffnete die für alle Uneingeweihten unsichtbare Tür.

Counce trat in den Raum und schnitt alle Fragen mit einem Kopfnicken ab.

„Er hat sie“, sagte er. „Wahrscheinlich sind seine Leute schon bei der Arbeit und quetschen das arme Mädchen wie eine Zitrone aus. Wir müssen jetzt überlegen, wie lange wir ihr das zumuten können.“

„Auf keinen Fall sehr lange“, sagte Falconetta.

„Aber lange genug, um Bassett dahin zu bringen, wo wir ihn haben wollen“, fügte Ram Singh hinzu. „Er muß davon überzeugt sein, daß sie keine Geheimnisse mehr hat. Erst dann können wir den Plan als gelungen bezeichnen.“

Counce war der gleichen Meinung. „Zwei Wochen sollten genügen. Wenn Bassett herausfindet, daß die so erhaltenen Informationen nicht ausreichen, wird er vielleicht stärkere Mittel anwenden und die Gesundheit des Mädchens gefährden. Das darf niemals geschehen.“

„Und wie willst du sie ihm entreißen?“ fragte Falconetta.

„Wir holen sie ganz einfach per Transfax.“

Ram war damit nicht einverstanden. „Dann wird Bassett sofort wissen, daß wir die Hände im Spiel haben. Er weiß jetzt von der Existenz unserer Geräte und kann sich alles andere leicht ausrechnen.“

„Das ist ja unsere Stärke“, sagte Counce mit Überzeugung. „Er wird erkennen, wie mächtig wir sind. Er wird erkennen, daß wir ihm eine Informationsquelle zukommen ließen, die nach seiner Meinung ausreichend sein müßte. Wenn er erst begreift, daß wir das Ergebnis schon vorher wußten, wird er erst in die Luft gehen, sich dann aber schnell wieder beruhigen.“

Ram überlegte noch eine Weile, ehe er zustimmend nickte. „Es klingt jedenfalls logisch. Wir tun auf jeden Fall unser Bestes. Mehr können wir im Augenblick leider nicht unternehmen.“

„Ich würde mich bedeutend wohler fühlen, wenn das nicht unser Bestes wäre“, seufzte Counce. Er ließ sich in einen Sessel fallen und strich sich über die Augen.

„Es sind leider keine besonders angenehmen Methoden“,

sagte er bitter. „Ich fühle mich dabei nicht besonders wohl, aber ich sehe wirklich keine besseren Möglichkeiten.“

„Es dient alles einem guten Ziel“, sagte Ram Singh beruhigend. „Hast du die letzte Falconetta-Sendung gesehen, Said?“

„Nein. Ich nehme aber an, daß die halbe Bevölkerung der Erde zugesehen hat. Was habt ihr denn gebracht?“

„Eine Serie über die Auswirkungen der Intoleranz in den früheren geschichtlichen Epochen. Die Gegenüberstellung der Rassenprobleme in Südafrika mit den Segnungen einer wirklich menschlichen Zusammenarbeit war sehr interessant und aufschlußreich. Diese Gegenüberstellung soll die letzte Sendung vorbereiten, in der wir ein hypothetisches Zusammentreffen mit einer fremden Lebensform diskutieren wollen.“

„Gar nicht schlecht“, sagte Counce anerkennend. „Leider wissen die Zuschauer nicht, wie aktuell diese Fragen sind.“

„Auch wenn sie es wüßten, würden sie kaum anders reagieren“, warf Falconetta ein. „Wir haben die größte Zuschauerzahl, die je ein Video-Programm gehabt hat, aber man bewilligt uns in jeder Woche nur eine einzige Stunde. Manchmal frage ich mich, ob die Menschheit es wirklich wert ist. Wie können wir die Menschen nur dazu bringen, zu begreifen, wie notwendig es ist, auch andere Rassen anzuerkennen? Wir können von den Menschen einfach nicht erwarten, daß sie eine andere Lebensform tolerieren, wenn sie ihre eigenen Mitmenschen verachten, nur weil sie eine andere Hautfarbe haben oder auch nur auf einem anderen Planeten geboren sind.“

„Wir versuchen es ja“, sagte Ram Singh. „Trotzdem ist

die ganze Sache ziemlich aussichtslos. Selbst wenn wir die Menschen dazu bringen, friedlich mit einer anderen intelligenten Lebensform zusammenzuleben, bleibt die Gefahr, daß die anderen sich nicht an uns gewöhnen können.“

Dieses Problem war oft genug diskutiert worden, und die drei hatten auch eine Lösung gefunden. Alle drei schwiegen, als sie daran dachten. Mit dem Transfax konnten sie jede Menge Atombomben auf jeden anderen Planeten befördern, aber gerade das wollten sie ja vermeiden.

Wieder tönte der Summton durch den Raum. Counce stand auf und öffnete die Geheimtür. Ein Zettel flatterte gerade auf die Plattform. Er las die Nachricht mit ausdruckslosem Gesicht und wandte sich dann Falconetta und Ram Singh zu.

„Ich habe euch in dem U-Boot gefragt, was im Augenblick am schlimmsten für uns wäre. Könnt ihr euch auf die Antwort besinnen?“

Ram Singh packte die Armlehnen seines Sessels, um seine zitternden Hände zu beruhigen.

Counce nickte. „Es ist wirklich passiert. Diese Nachricht hier ist von Wu. Sie haben das fremde Raumschiff entdeckt – und nicht nur das. Es war auf Ymir! Jaroslav hat noch nichts von sich hören lassen, aber es besteht trotzdem nicht der geringste Zweifel. Sie haben uns viel zu früh entdeckt. Wir haben intensiv vorgearbeitet, um die Welt auf diesen Augenblick vorzubereiten, aber wir haben leider noch nicht genug erreicht.“

Falconetta und Ram Singh sahen sich ernst an. Die Stimme ihres Gefährten klang wie eine Grabrede auf die Menschheit.

11.

Das Schiff raste auf geradem Kurs durch das All, ohne die üblichen Abstecher zu machen. Das konnte nur bedeuten, daß die Besatzung des Schiffes das Ziel genau kannte. Normalerweise wurde ein System nach dem anderen angesteuert und alle einigermaßen bewohnbar aussehenden Planeten sorgfältig geprüft. Diesmal ging die Fahrt an allen anderen Systemen vorbei genau auf die ferne Sonne zu, um die der Planet Ymir seine Bahn zog.

Wegen der großen Entfernung konnten die Interferenzerscheinungen erst nach einigen Tagen festgestellt werden. Als die Beobachter auf dem einsamen Planeten Regis die Spur des fremden Raumschiffes feststellten, waren die fremden Eindringlinge schon seit einigen Tagen in der Nähe des Planeten Ymir. Unglücklicherweise befand sich gerade kein anderes Raumschiff in der Nähe, das die Anwesenheit des fremden Schiffes sofort festgestellt hätte. Vielleicht schlossen die Fremden daraus, daß sie einen Planeten mit einer unterentwickelten Zivilisation entdeckt hatten und ahnten nicht, daß sie nur eine unterentwickelte Kolonie der menschlichen Rasse gefunden hatten. Bei genauer Beobachtung mußten sie die wahre Natur der Städte aber erkannt haben.

Keiner wußte es, aber alle ahnten, was die anderen dachten. Die Fremden suchten Siedlungsraum. Um diesen Raum zu gewinnen, mußten sie die auf Ymir lebenden Wesen entweder unterjochen oder ausrotten.

Die Spur des fremden Raumschiffes wurde von Katja

Ivanovna entdeckt. Alle Mitglieder der Expedition mußten abwechselnd die Detektoren bedienen, die alle in der Reichweite der Geräte operierenden Raumschiffe registrierten. Katja war besonders gut ausgebildet und konnte die kaum wahrnehmbaren Schwingungen am schnellsten umrechnen. Sie irrte sich nie, aber nachdem sie die Spur des offensichtlich fremden Raumschiffes entdeckt hatte, überprüfte sie das Ergebnis ihrer Ermittlungen noch einmal. Sie hoffte, daß sie sich verrechnet hätte, aber sie kam immer wieder zu dem gleichen erschreckenden Ergebnis.

Sie schrieb die ermittelten Werte auf einen Zettel und brachte den Bericht zu Wu, dem Leiter der Expedition.

Wu blieb lange an seinem Schreibtisch sitzen und blickte immer wieder auf die unmißverständlichen Zahlen. Dann stand er langsam auf und ließ den Zettel auf die Tischplatte flattern.

„Wir sind im Nachteil“, sagte er bitter lächelnd. „Wir müssen uns sehr schnell etwas einfallen lassen. Wir müssen alle unsere Leute sofort unterrichten. Sie sollen alles stehen und liegen lassen und sich sofort hier versammeln. Vielleicht kommt einer auf eine brauchbare Idee.“

„Und wenn keinem etwas einfällt?“

„Ich fürchte, dann müssen wir zu Gewaltmitteln greifen“, antwortete Wu niedergeschlagen.

Katja schaltete die Lautsprecheranlage ein und rief die Expeditionsmitglieder zusammen „Laßt die Arbeit liegen und kommt sofort!“

Es war eine niedergeschlagene, freudlose Gruppe, die sich auf der Plaza versammelte. Die Plaza war im Grunde nur ein Platz zwischen den Hütten und Baracken des äqua-

torialen Hauptstützpunktes auf Regis. Das große Transfax-Gerät, mit dem auch die größten und schwersten Gegenstände transportiert werden konnten, überragte alles andere. Die Stelle war ausgewählt worden, weil es in dieser Region selten regnete, und der fast immer wolkenlose Himmel eine optische Beobachtung des Weltraums ermöglichte. Das hatte allerdings auch einige Nachteile zur Folge, denn die Sonne brannte unbarmherzig herab und machte den Expeditionsmitgliedern das Leben schwer.

Wu kletterte auf die Transfax-Plattform und blickte auf seine schwitzenden Leute, die erwartungsvoll zu ihm aufsahen.

Anty Dreean blinzelte lustlos. Es hatte alles keinen Sinn mehr. Alles war umsonst gewesen. Es hatte sich wirklich nicht gelohnt. Weder er noch die anderen konnten nach Hause zurück, denn sie hatten keine Heimat mehr. Wer einmal in die Gruppe aufgenommen worden war, der mußte auf alles andere verzichten. Das Wissen um die großen Geheimnisse des Universums und die daraus erwachsende Verantwortung erforderten es einfach. Die Gruppe wurde zur Familie und zur Heimat.

Wu nahm einen Handlautsprecher auf und begann zu reden.

„Wir haben die Spur eines fremden Raumschiffes entdeckt“, sagte er ohne Umschweife. „Es ist auf direktem Wege von seinem Heimathafen zum Ymir-System geflogen. Es hat sich eine Weile in der Nähe des Ymir aufgehalten und fliegt jetzt auf geradem Kurs zur Basis zurück. Es besteht gar kein Zweifel mehr. Wir sind entdeckt worden! Wir wissen, welches Klima und welche atmosphärischen

Bedingungen die Fremden bevorzugen. Sie werden wahrscheinlich zurückkommen, um sich in Massen anzusiedeln. Welche Folgen das für uns haben kann, ist uns allen klar.

Die Lage ist also folgende: Wahrscheinlich weiß nur die Besatzung des Schiffes von der Existenz anderer Lebewesen. Das Schiff wird für den Rückflug etwa sieben Tage benötigen. Einen Tag ist es bereits unterwegs. Es wird in ungefähr zwei Tagen hier vorbeikommen. Mit dem Transfax könnten wir eine Atombombe in die Nähe des Schiffes bringen und das Raumschiff mitsamt seiner Besatzung vernichten.

Leider wird das nicht viel Zweck haben. Das fremde Schiff ist ohne Umwege zum Ymir geflogen. Das kann nur bedeuten, daß die Fremden das Vorhandensein des Planeten errechnet haben. Wenn das Schiff spurlos verschwindet, werden sie Verdacht schöpfen und ein neues schicken. Wenn sie auch dieses Schiff verlieren, werden sie zu kriegerischen Maßnahmen greifen. Wahrscheinlich denken diese Wesen nicht anders als wir und reagieren auch in der gleichen Art und Weise. Wir stehen also vor dem größten Problem, das wir jemals zu lösen hatten. Hat einer von euch einen Vorschlag zu machen?“

Wu blickte auf seine Leute, sah aber nur Niedergeschlagenheit und Sorge. Er konnte den Leuten nachfühlen, denn er empfand nicht anders.

Für Anty war das Gefühl der Nutzlosigkeit allen Beginns wahrscheinlich am schlimmsten. Er war noch nicht lange genug bei der Gruppe und hatte noch nicht das richtige Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt. Er hatte alles aufgegeben, seine Heimat, seine Freunde, nur weil er der

gemeinsamen Sache dienen wollte. Die Arbeit seiner Gruppe sollte dafür sorgen, daß die fremde Lebensform und die Menschen sich einem gemeinsamen Ziel unterordneten. Bei dem unvermeidlichen Zusammentreffen zweier Lebensformen sollte die Vernunft und nicht der Egoismus den Sieg davontragen. Die Vorbereitungen waren aber noch nicht beendet. Ein vorzeitiges Zusammentreffen mußte unweigerlich zu einer Katastrophe führen.

Wu wartete eine Weile und ergriff wieder das Wort. „Die anderen sind zu früh gekommen“, sagte er ernst. „Der Erfolg ist schon in Sicht, aber wir brauchen noch viel Zeit, um ihn wirklich zu sichern. Said Counce gibt sich große Mühe, Bassett zu beeinflussen: Jaroslav Dubin bemüht sich fieberhaft, unsere Pläne auf Ymir zu fördern. Wenn wir das Zusammentreffen um einige Jahre verzögern können, werden wir die Gefahr eines interstellaren Krieges wesentlich verringern. Wir müssen unbedingt Zeit gewinnen. Wenn uns das nicht gelingt, können wir alle Hoffnung fahren lassen.“

Zu seiner eigenen Verwunderung stellte Anty Dreean fest, daß er eine gute Idee hatte. Er blickte sich schüchtern um, sah aber nur die leeren, niedergeschlagenen Gesichter seiner Gefährten. Trotzdem sprach er nicht gleich. Er hatte einfach Angst, sich zu blamieren. Aber kein anderer meldete sich zum Wort. Wu zuckte schließlich mit den Schultern und wollte die Plattform verlassen, als Anty sich meldete.

„Einen Moment noch, Dr. Wu!“

Wu sah ihn erstaunt an. „Was ist, Anty?“ fragte er, und seine Stimme klang dabei nicht sehr hoffnungsvoll.

„Wir brauchen das Schiff gar nicht zu zerstören“, rief

Anty. Es war ihm sehr peinlich, daß sich alle nach ihm umdrehten, aber er hatte nun einmal angefangen und mußte eben weitermachen.

„Wir können das Schiff doch in unsere Gewalt bekommen, nicht wahr? Wir tun dann so, als hätte sich die Mannschaft mit einer gefährlichen Krankheit infiziert. Das wird die anderen bestimmt davon abhalten, weitere Expeditionen auszuschicken. Sie wissen ja nicht, daß die Besatzung des Schiffes gar nicht gelandet ist.“

Wu dachte darüber nach „Vielleicht läßt sich dieser Plan verwirklichen“, sagte er nachdenklich. „Welche Energien wären dazu erforderlich? Kann das einer von euch ungefähr angeben?“

„Es ist einfach unmöglich!“ rief einer. „Wir können kein in voller Fahrt befindliches Schiff einfach einfangen und über mindestens acht Parsecs heranholen.“

„Warum eigentlich nicht?“ rief ein anderer. „Wir brauchen nur für die nötige Energie zu sorgen.“

Alle möglichen Ideen wurden diskutiert. Anty hatte eine fruchtbare Diskussion ausgelöst, an der sich alle beteiligten. Rechenschieber wurden herausgeholt, Formeln wurden aufgeschrieben und wieder geändert.

„Und was fangen wir mit dem Schiff an?“ fragte eine Stimme. Alle anderen mußten das gleiche gedacht haben, denn alle wandten sich fragend an Wu. Mit dem Einfangen des fremden Schiffes war das Problem schließlich nicht gelöst.

„Nun. Anty?“ fragte Wu und sah den jungen Mann aufmunternd an. „Kannst du uns das sagen?“

„Ja, das kann ich. Wir müßten das Schiff in der Nähe des

Pols landen, da, wo es schon einmal gelandet ist. Wir nehmen die Mannschaft gefangen und ersetzen sie durch Duplikate, die wir mit gefährlichen Mikroorganismen infizieren.“

„Das erfordert aber viel Zeit“, ließ sich ein anderer vernehmen. Die Biochemiker der Gruppe stellten sich aber hinter Anty. Auf jeden Fall wollten sie ihr möglichstes tun, um den Plan zu verwirklichen.

Trotzdem waren die Skeptiker noch nicht ganz überzeugt. „Der Plan ist gut und erfolgversprechend“, rief einer. „Leider hat er einen Haken. Wir müssen das Schiff heranholen und spätestens eine Stunde danach mit einer Mannschaft künstlicher Leichen auf den alten Kurs bringen.“

Auch die Techniker, die inzwischen die für dieses Unternehmen notwendige Energiemenge errechnet hatten, hatten Bedenken.

„Ruhe bitte!“ rief Dr. Wu durch seinen Handlautsprecher. „Wir müssen die Einzelfragen klären. Teilt euch in Gruppen auf und löst die anfallenden Probleme! Wenn das fremde Raumschiff den günstigsten Punkt erreicht hat, werden wir es mit dem Transfax einfangen. Es muß sehr schnell gehen, das ist euch allen sicher klar. Das Schiff muß so schnell auf den alten Kurs gebracht werden, daß kein Beobachter feststellen kann, daß sich etwas Ungeöhnliches zugetragen hat. Alles in allem haben wir höchstens eine Stunde Zeit. Setzt euch zusammen und sagt mir nachher, ob es sich machen läßt!“

Die Gruppe löste sich schnell auf, nur Anty blieb wie betäubt in der Nähe der Transfax-Plattform stehen. Dr. Wu

setzte seinen Handlautsprecher ab und blickte auf Anty herab.

„Danke, Anty“, sagte er warm. „Ich glaube, wir haben dir viel zu verdanken.“

Anty gab sich bescheiden, aber in Wahrheit war er unbändig stolz auf sich.

„Du weißt sicher, was das Gelingen deines Planes bedeuten kann“, fuhr Wu fort.

Anty nickte. „Einen Zeitgewinn.“

„Ich meine, was es für dich bedeuten kann, Anty. Wir werden uns von nun an mehr um dich kümmern müssen. Du besitzt ein Talent, das wir sehr nötig haben. Du kannst schwierige Probleme lösen. Das ist eine ganz besondere Fähigkeit, die nicht jeder von uns hat. Du wirst aber bald die Nachteile zu spüren bekommen. Dauernd werden Leute zu dir kommen und Antworten verlangen, die sie selbst nicht finden können.“

Dr. Wu kletterte von der großen Plattform herab und ging auf Anty zu. „Ich beneide dich nicht um diese Fähigkeit, mein Freund. Du wirst Verantwortung tragen müssen, denn man wird dich für jeden Fehlschlag verantwortlich machen.“

Plötzlich im Mittelpunkt des Interesses zu stehen, war Anty peinlich. Bis zu diesem Zeitpunkt war er immer nur mit untergeordneten Aufgaben betraut worden und hatte fast einen Minderwertigkeitskomplex entwickelt. „Bisher ist noch nicht erwiesen, ob der Plan wirklich gut ist“, sagte er bescheiden. „Alle sind fieberhaft mit den Vorarbeiten beschäftigt. Was kann ich überhaupt tun?“

„Steck deine Nase in alles, Anty. Ich meine es ernst.

Misch dich in alles ein. Du mußt herausfinden, warum manche glauben, daß es nicht klappen wird, und dann mußt du ihnen sagen, warum es doch gehen wird. Es ist dein Plan, Anty. Du mußt dich um alles kümmern. Es muß einfach klappen!“

12.

Anty gehorchte. Wu verabschiedete ihn mit einem Kopfnicken und wandte sich ab. Anty wußte nicht, wo und wie er beginnen sollte und ging langsam auf eine Hütte zu, in der eine erregte Diskussion im Gange war.

„Da ist Anty!“ rief einer, als der junge Mann die Tür öffnete und eintrat. Ehe Anty es sich versah, hatte er einen Zettel mit komplizierten Formeln in der Hand. „Wird diese Energie ausreichen?“ hörte er einen der Kameraden fragen.

Anty sah die Zahlen, ohne sie wirklich zu begreifen. „Habt ihr daran gedacht, daß wir noch zusätzliche Energie benötigen, um verschiedene Materialien herbeizuschaffen?“

„Darüber brauchen wir uns keine Sorgen zu machen, Anty. Dazu werden wir die Energiequellen der Absender benutzen.“

„Aber wir müssen genaue Nachbildungen der Besatzungsmitglieder herstellen.“

Einer der Männer nahm ihm den Zettel wieder ab und starrte nachdenklich auf die Formeln. „Anty hat recht“, sagte er. „Wir wissen nicht einmal, welche Werte wir dafür einsetzen müssen. Wir haben keine Ahnung, welche Gestalt die Fremden haben. Wir wissen nichts von der Masse ihrer Körper.“

„Wir müssen also mindestens hundert Kilogramm pro Besatzungsmitglied einkalkulieren“, sagte ein Mädchen, das die Angaben sofort in den Komputor gab.

„Damit ist das Problem aber nicht gelöst. Wir wissen leider nicht, wie stark die Besatzung ist. Setzen wir die Zahl auf zwanzig fest. Wenn es weniger sind, macht das nichts, aber wenn es mehr sind, wird die Sache schon kritischer.“

„Warum denn?“ fragte Anty. „Dann sind eben einige gestorben und auf Ymir begraben worden.“

„Das wäre eine Lösung. Aber wir kennen das Molekulargewicht des Protoplasmas dieser Wesen nicht.“

„Vielleicht wissen es die Biochemiker“, sagte das Mädchen.

„Ich will sowieso dorthin“, sagte Anty. „Wenn sie es wissen, werde ich euch die Werte sofort durchgeben.“

Die Biochemiker waren mitten in der Arbeit, als Anty in ihre Hütte trat. Sie saßen über Tabellen und Büchern und hatten bereits eine Mutation eines auf Ymir an sich harmlosen Mikroorganismus geplant. Mit diesen abgewandelten Mikroorganismen konnten sie ein überzeugendes Krankheitsbild hervorrufen. Sie brauchten nur das Material.

„Woher bekommen wir eine Kultur dieser Mikroorganismen?“ fragte einer. „Ohne einen Grundstock können wir nichts anfangen.“

„Jaroslav hat bestimmt irgendwelche Bakterien an sich“, sagte Anty zuversichtlich. „Wir brauchen ihn doch nur herzuholen. Er ist der einzige Ymiraner, der dafür in Frage kommt.“

Einer der Biochemiker nickte. „Die Frage ist nur, ob sich

diese Bakterien schnell genug züchten und verändern lassen. Jaroslav muß so schnell wie möglich her. Unsere theoretischen Vorarbeiten sind ganz schön und gut, aber was wir brauchen, sind praktische Ergebnisse.“

„Da ist noch etwas“, sagte Anty. „Kennt ihr das Molekulargewicht des Protoplasmas der anderen? Wenn die Techniker künstliche Wesen vom gleichen Aussehen herstellen sollen, brauchen sie diese Angaben.“

Nach einigem Schweigen antwortete einer der Männer mit einem hilflosen Achselzucken. „Wir können bestenfalls theoretische Werte angeben. Wir haben überhaupt keine brauchbaren Anhaltspunkte.“

Bei den anderen Gruppen sah es nicht viel anders aus. Anty konnte noch weitere Vorschläge machen, aber da alles auf bloßen Vermutungen basierte, waren die Erfolgsaussichten nicht gerade überwältigend. Trotzdem hatte er das Gefühl, daß sein Plan gut war. Er wußte, daß die Expertenteams sich die allergrößte Mühe gaben, die Einzelprobleme zu lösen.

Sein letzter Besuch galt dem Detektorraum, wo Katja zwischen grünlich schimmernden Bildschirmen saß und aufmerksam die Ausschläge einer Unzahl von Meßinstrumenten beobachtete. Sie blickte nicht auf, als Anty eintrat, bot ihm aber mit einer Handbewegung einen Stuhl an.

Anty setzte sich schweigend auf einen Stuhl und betrachtete die vielen Instrumente. Katja hatte anscheinend etwas Unangenehmes entdeckt, denn sie schrieb hastig einige Zahlen auf einen Zettel und murmelte halblaute Verwünschungen vor sich hin. Nach einiger Zeit seufzte sie auf und lehnte sich zurück.

„Es wird schwierig sein, aber wir können es schaffen, Anty. Die Energieexperten haben ein günstiges Ergebnis ausgerechnet. Wir werden das Schiff in neunundzwanzig Stunden in unsere Gewalt bekommen und können es ungefähr dreißig Stunden hierbehalten, ohne Verdacht zu erregen, denn wir können es dann in die Position bringen, die es bei normaler Geschwindigkeit erreicht hätte. Das ist natürlich nur Theorie. Wenn nur eine Kleinigkeit nicht klappt, dann ...“

Sie drehte sich mit ihrem Drehstuhl um und sah Anty voll ins Gesicht. „Trotzdem möchte ich dir schon jetzt gratulieren.“

Anty wich ihrem Blick aus. „Was habe ich denn schon geleistet!“ murmelte er verlegen. Katjas anerkennende Worte machten ihn stolz und glücklich, aber auch sehr verlegen.

„Was du geleistet hast’ Du wirst es bald sehen. Anty. Schon jetzt arbeiten alle Experten fieberhaft an der Verwirklichung deiner Idee. Du kannst wirklich stolz darauf sein. Anty. Wir erledigen zwar die Kleinarbeit, aber die großartige Idee stammt einzig und allein von dir.“

Sie sah auf ihre Uhr und stand auf. „Es geht los. Anty!“

„Jetzt schon?“ fragte Anty erstaunt. „Die Vorarbeiten sind doch noch gar nicht abgeschlossen.“

Katja lächelte ihn wissend an. „Glaubst du. Doktor Wu verläßt sich allein auf uns? Seit einer halben Stunde werden alle möglichen Leute herbeordert. Sieh dir das an!“

Sie zog ihn zum Fenster und reichte ihm eine dunkle Brille. „Setz die Brille auf. damit du nichts versäumst. Anty!“

Anty setzte sich die dunkle Brille auf und starrte durch das Fenster auf die Plaza. Was er sah, war ungeheuer eindrucksvoll. Zuerst kamen Doktor Wus drei Mitarbeiter vom K'ung-fu-tse. Sie kamen mit Raketen, die aus dem Kraftfeld des Transfax aufstiegen, einmal um das Lager kreisten und dann an günstiger Stelle landeten.

Aber schon kamen die nächsten. „Verity!“ rief Katja einer weißhaarigen alten Frau zu, die auf einer Zugmaschine saß und eine lange Kette von mit elektrischen Geräten beladenen Anhängern aus dem Kraftfeld des Transfax zog. „Was hast du denn mitgebracht?“

„Einen kompletten Sender“, rief die Frau fröhlich zurück. „Vielleicht können wir ihn gebrauchen, auf jeden Fall aber den Energieerzeuger.“ Sie erblickte Anty, winkte ihm zu und polterte mit ihrem merkwürdigen Zug weiter über die Plaza.

Danach kamen Menschen und Material in ununterbrochener Folge. Auch Counce trat von der Plattform. Er brachte nur seine Erfahrungen mit, aber diese Erfahrungen waren mindestens so wichtig wie die materiellen Dinge. Alle geheimen Agenten von den Planeten Shiva, Zeus, Neu-Peru und noch einigen anderen kamen mit Hilfsmitteln.

Anty blickte auf das große Wunder und wurde von einem Gefühl großer Ehrfurcht gepackt. Das war also die Organisation, der er angehörte, der er sein Leben geweiht hatte, die Organisation freier Menschen, die eine freie Welt wollten. Nach dem Willen aller Mitglieder sollte es außer den natürlichen sittlichen Gesetzen keine Macht geben. Kein Mensch sollte über andere herrschen. Alle diese Menschen dienten ihren Mitmenschen, selbst wenn das mit den

größten Gefahren verbunden war. Anty wußte nur zu gut, welche starken Interessen sich dem Plan, eine große, gleichberechtigte Gemeinschaft aller Menschen zu gründen, entgegenstellten.

Es war wie ein Aufmarsch einer Armee. Von allen bewohnten Planeten erschienen die Kämpfer für die große Gemeinschaft, um der gemeinsamen Gefahr zu begegnen. Die von den kälteren Planeten kommenden Leute legten einen Teil ihrer Kleidung ab, wenn sie in die glühende Hitze traten und machten sich sofort an die Arbeit. Die von der Erde kommenden Mitglieder des Geheimbundes fanden ideale Arbeitsbedingungen vor und brauchten sich nicht erst an die veränderten Verhältnisse zu gewöhnen.

Ein zweites Transfax-Gerät wurde von der Plattform gewuchtet. Es sollte eine größere Menge Sonnenmaterie heranholen, mit der die benötigte Energiemenge erzeugt werden konnte. Das andere Transfax-Gerät wurde in die Polzone geschafft, um das fremde Schiff über unermeßliche Entfernungen heranzuholen. Kaum hatte ein Gerät das andere an seinen Bestimmungsort gebracht, da stiegen die von K'ung-fu-tse gekommenen Raketen auf und schleppten riesige Kabeltrommeln über das Land. Lange Kabelstränge, durch die in den entscheidenden Sekunden die Energie geleitet werden sollte, wurden vom Lagerplatz bis zum Pol verlegt.

Einige Männer und Frauen zogen sich Raumanzüge an und wurden zusammen mit einem weiteren Transfax und dem transportablen Sender, den Verity mitgeführt hatte, in einem Orbit um den Planeten gebracht.

Der Plan war kühn und phantastisch. Das Transfax-Gerät

sollte eine größere Menge Materie aus der Sonne des Systems reißen und heranbringen. Diese kleine Sonne sollte dann um den Planeten kreisen, während die freiwerdende Energie mit dem Sender nach unten geleitet und dann durch die Kabel in das am Pol stehende Transfax-Gerät übertragen werden sollte, überall herrschte fieberhafte Aktivität. Alle wußten, was vom Gelingen des Planes abhängig war und gaben sich die allergrößte Mühe. Aber nicht nur draußen, sondern auch in den Hütten wurde intensiv gearbeitet. Jaroslav wurde gleich nach seiner Ankunft zu den Biologen gebracht, die einige auf Ymir übliche Bakterien aus seiner Kleidung isolierten und die sofort Kulturen ansetzten, um die an sich harmlosen Mikroorganismen durch Mutationen zu Krankheitserregern zu machen.

Die Sonne ging unter. Als sie am nächsten Morgen wieder über den Horizont stieg, herrschte noch immer eine furchtbare Aufregung. Das wüste Durcheinander war aber nur scheinbar, denn jeder einzelne wußte genau, was er zu tun hatte. Kurz nach Sonnenaufgang waren die Vorbereitungen soweit gediehen, daß die Techniker die ersten Tests machen konnten. Alles lief glatt und zufriedenstellend.

Mit brennenden Augen lief Anty Dreean wie im Traum durch das Lager. Er konnte es kaum fassen, daß seine Idee greifbare Wirklichkeit geworden war. Als er die Inspiration empfunden hatte, war er sich über die Folgen gar nicht im klaren gewesen. Hätte er an den notwendigen Aufwand gedacht, wäre wahrscheinlich kein Wort über seine Lippen gekommen.

„Anty!“

Er hörte seinen Namen, drehte sich um und sah ein be-

kanntes Gesicht. Counce kam heran und winkte ihm zu. Anty erwiderte den Gruß ein wenig scheu, denn Counce war immerhin ein bedeutender Mann, und er war nur ein ganz kleines Licht.

„Großartig!“ sagte Counce und wies mit einer umfassenden Gebärde auf die aus dem Boden geschossenen Anlagen, und die vielen Menschen. Er brauchte auch nicht mehr zu sagen. Für Anty gab es keine größere Anerkennung als dieses Wort aus dem Munde dieses Mannes.

Einige Personen kamen aus Dr. Wus Hütte: Wu selbst, Katja, ein weißhaariger alter Mann und eine berauschend schöne Frau. Katja winkte Anty heran, der sofort auf die Gruppe zueilte.

„Du bist also Anty Dreean“, sagte Falconetta und blickte ihn mit ihren strahlenden Augen so bewundernd an, daß Anty errötete. „Dein Plan ist wirklich gut, Anty. Nur eine Kleinigkeit hast du vergessen. Was werden wir mit den Fremden machen?“

„Bring ihn nicht in Verlegenheit!“ mahnte Katja lachend. „Es ist schon für alles gesorgt.“ Dann wies sie auf den alten weißhaarigen Mann. „Das ist Ram Singh, der beste Psychologe, den man sich vorstellen kann. Er hat sich die Aufgabe gestellt, die Menschen umzuerziehen.“

Ram Singh lächelte dazu. „Was bleibt mir anderes übrig“, sagte er. „Jetzt habe ich allerdings eine andere Aufgabe. Ich muß die Fremden davon überzeugen, daß wir ihnen keinen Schaden zufügen wollen. Es wird nicht leicht sein, weil wir ihre Sprache nicht verstehen. Wir müssen eine symbolhafte Verständigung versuchen. Zum Glück habe ich damit schon einige Erfahrungen. Erst müssen wir die

anderen aber hier auf Regis haben. Das ist auf jeden Fall die wichtigste Vorbedingung.“

„Dafür werden wir sorgen“, mischte Dr. Wu sich ein. „Es kann sofort losgehen.“

Ein Techniker kontrollierte noch einmal den Empfänger, der den gebündelten Energiestrahл auffangen sollte, und nickte.

Dr. Wu gab ein Zeichen, und alle anderen begaben sich unverzüglich auf ihre Posten. Dann nahm Wu wieder den Handlautsprecher in die Hände und kletterte auf die Transfax-Plattform. Überall sah er gespannte Gesichter, die zu ihm aufblickten und auf den letzten Befehl warteten. Die Spannung wuchs von Sekunde zu Sekunde. Selbst Wu leckte sich die plötzlich trockenen Lippen und spürte, wie sich sein Magen zusammenkrampfte.

Wu blickte auf seine Uhr und hob den Arm. „Jetzt!“ rief er laut in die beklemmende Stille, die sich in den letzten Minuten auf das Lager gesenkt hatte.

Anty zitterte vor Erregung. Jetzt mußte es sich zeigen, ob sein Plan wirklich etwas wert war. Es geschah aber lange Zeit nichts.

Dann packte Falconetta aufgeregt seinen Arm. „Sieh doch!“ rief sie und blickte zum Himmel empor. Am helllichten Tage war ein neuer Stern aufgegangen und leuchtete am blauen Himmel. Menschen hatten eine riesige Menge glühender Materie aus der Sonne gerissen und benutzten sie als Kraftquelle. Die Not hatte sie zu diesem riskanten und phantastisch anmutenden Unternehmen veranlaßt. Der gleißende Punkt am blauen Himmel erschien allen wie ein Stern der Verheißung.

Die gigantische Arbeit, die einen so großen Aufwand notwendig gemacht hatte, war in einem Sekundenbruchteil erledigt.

Erst wurde ein riesiges Stück Materie aus der Sonne gerissen. Das Transfax-Gerät, das diese Aufgabe erledigte, verdampfte augenblicklich, aber es hatte seine Schuldigkeit getan. Ein kleiner Stern leuchtete am hellen Tage. Menschen waren darauf vorbereitet, die von diesem Stern ausgehende Energie aufzufangen und weiterzugeben.

Der Energiesender leitete die ungeheure Kraft in einem gebündelten Strahl auf die Oberfläche des Planeten. Beim Durchgang durch die Atmosphäre verlor die Energie etwas an Intensität, war aber noch immer unvorstellbar konzentriert. Der Empfänger hielt der enormen Hitze nur für einige Sekunden stand, glühte auf und verdampfte. Die Zuschauer glaubten noch immer das Stahlgerüst zu sehen, aber das war nur eine durch die Trägheit der Sehnerven verursachte Täuschung.

Auch die starken Kabel glühten auf und verbrannten. Wie feurige Schlangen lagen die Kabel auf dem unebenen Boden, und das durchzuckende Feuer schien ihnen ein eigenes Leben zu geben. Wenige Sekunden später wehte der leichte Wind schwärzliche Rauchwolken davon.

Das größte Wunder ereignete sich aber am kalten Pol des Regis: die dort stationierten Mannschaften sahen plötzlich ein Schiff aus dem Nichts auftauchen, ein Raumschiff, das nicht von Menschen gebaut worden war.

Sie hatten nicht mit der gigantischen Größe des fremden Raumschiffes gerechnet und starrten erschrocken auf die große Transfax-Plattform, die unter der Last des Riesenschiffes zusammenbrach. Das war ein entscheidender Fehler, denn nun bestand keine Möglichkeit mehr, das Schiff rechtzeitig wieder in den Raum hinauszutransportieren. In diesem Augenblick dachte aber kaum einer an dieses Problem. Die Arbeit hatte sich gelohnt, nur das war wichtig. Der gigantische Plan war verwirklicht worden.

Erst starrten alle überrascht auf das riesige Schiff, aber dann brach die Freude durch. Alle atmeten erleichtert auf und schlugen sich gegenseitig auf die Schultern.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe einer auf die Idee kam, das Hauptlager zu benachrichtigen und Dr. Wu den Verlust des großen Transfax mitzuteilen.

Dr. Wu empfing die Mitteilung und kletterte nachdenklich von der Plattform herab. „Was nun?“ fragte er Anty. „Ich habe dich ja gewarnt. Jetzt tauchen Fragen auf, die du nicht beantworten kannst.“

„Warum bist du so streng mit ihm?“ fragte Falconetta und ließ sich von Wu erklären, wovor er Anty gewarnt hatte. „Said ist in einer ähnlichen Lage, aber ich glaube nicht, daß er das als sehr unangenehm empfindet. Anty wird schon einen Ausweg finden.“ Sie wandte sich direkt an den jungen Mann und strahlte ihn vertrauensvoll an. „Nun. Anty? Der Empfänger ist nicht mehr in Ordnung. Wie können wir jetzt zum Pol gelangen?“

„Ich werde mich erkundigen“, sagte Anty dienstefrig und rannte zu den Technikern.

„War das nötig?“ fragte Ram Singh. „Du hast den armen

Jungen völlig verwirrt. Wenn er sich etwas mehr Zeit zum Nachdenken genommen hätte, wäre er sicher daraufgekommen, daß wir den Empfänger gar nicht benötigen. Unser Transfax kann uns auch ohne Empfänger an jede gewünschte Stelle bringen. Dazu ist lediglich etwas mehr Energie erforderlich.“

Falconetta antwortete ihm nicht und wandte sich statt dessen an Dr. Wu. „Anty ist ein netter Junge. Bist du neidisch auf ihn?“

Wu zuckte mit den Schultern. „Ich bin auch nur ein Mensch. Vielleicht bin ich sogar ein wenig eifersüchtig. Der Junge hat ein Talent, das mir fehlt. Ich will ihn nur merken lassen, was ihm bevorsteht. Er soll wissen, welche Probleme er noch zu bewältigen hat.“

„Ich glaube, das weiß er.“ Falconetta blickte Anty nach, der gerade in einer Hütte verschwand „Er erinnert mich an meine Anfängerzeit. Er ist neu, nicht wahr? Wenn mich nicht alles täuscht, lebt er sein eigentliches Leben.“

„Ja, er ist wirklich auf ganz normale Art und Weise auf die Welt gekommen.“

Anty kam wieder zurückgeeilt und rief schon von weitem: „Es geht auch so. Unser Gerät kann uns ohne Schwierigkeiten nach Norden befördern. Wir müssen uns vorher aber mit warmer Kleidung versorgen.“

*

Wenig später schritten sie über hartgefrorenen Boden und sahen das fremde Raumschiff wie einen gestrandeten Wal im gleißenden Licht der Flutlichter liegen. Sie befanden

sich nicht weit von der Stelle entfernt, an der sie vor nicht allzu langer Zeit die Beweise für die Existenz der anderen ausgegraben hatten.

Anty betrachtete das fremde Schiff mit etwas bangen Gefühlen. Was für Wesen verbargen sich hinter der Schiffshülle? Was mochten diese rätselhaften Wesen aus einer fernen Welt in diesem Augenblick empfinden? Hatten sie überhaupt eine Ahnung, wo sie sich befanden? Möglicherweise konnten sie sich nach den Sternen orientieren, aber das war nur möglich, wenn sie selbst schon einmal auf Regis gelandet waren oder wenn ihre Vorgänger Sternkarten dieser Region angefertigt hatten.

Alle warteten in fiebernder Aufregung, bis Dr. Wu einmal um das Schiff herumgegangen war und es sich von allen Seiten angesehen hatte.

Große Scheinwerfer warfen ihre Lichtbündel auf die kaum sichtbaren Umrisse der Luftschleuse. Das Schiff ähnelte in mancher Hinsicht einem auf der Erde konstruierten Raumschiff.

Das war an sich nicht weiter verwunderlich, denn auch andere intelligente Lebewesen waren schließlich von den überall gleichermaßen gültigen physikalischen Gesetzen abhängig. Auch die Antriebsmethode schien nicht wesentlich anders zu sein. Ähnlichkeiten mußten einfach vorhanden sein. Und doch wirkte das Schiff fremdartig und drohend. Ein Schauer lief Anty über den Rücken. Er mußte an das merkwürdige Gefühl denken, das er beim Ausgraben der Kathodenstrahlröhre hatte.

Vielleicht hatten alle auf diesen denkwürdigen Augenblick gewartet und sich alle möglichen Vorstellungen ge-

macht. Nun war es soweit: die Begegnung mit einer fremden Lebensform stand bevor. Anty konnte mit sich zufrieden sein, denn dank seiner Idee konnten die Menschen die Art des Zusammentreffens diktieren und brauchten sich nicht übermäßig vor den Fremden zu fürchten, denen der Schock noch immer in den Gliedern sitzen mußte.

Es war eine Ironie des Schicksals, daß gerade diejenigen, die auf eine friedliche Zusammenarbeit mit fremden Lebewesen hinarbeiteten, zu solchen Gewaltmaßnahmen greifen mußten. Alle sahen aber die Notwendigkeit dieser Maßnahmen ein, doch keiner wußte, wie die Fremden sich verhalten würden.

Ram und Falconetta diskutierten eifrig miteinander. Es ging um die Frage, wie den anderen die friedlichen Absichten der Menschen klargemacht werden sollten.

Anty wäre gern näher an die beiden herangetreten, denn er konnte nicht alles verstehen, aber er hatte einen so großen Respekt vor den beiden, daß er es nicht wagte.

Wu beendete seinen Rundgang und gesellte sich zu Ram und Falconetta. „Nun, ist euch schon etwas eingefallen?“

Ram Singh nickte würdevoll. „Ich glaube, ja. Wir werden warten und den Fremden die Initiative überlassen. Wir können uns dann besser auf ihre Mentalität einstellen. Allerdings werden wir unter Umständen eine Weile warten müssen. Die Wesen da drin müssen sich erst an ihre Lage gewöhnen. Sicher können sie nicht begreifen, was geschehen ist.“

„Wie ihr wollt“, antwortete Dr. Wu. „Das ist sogar sehr günstig“, fügte er schnell hinzu. „Ich kann unsere Leute abwechselnd zum Hauptlager schicken, damit sie sich ein

wenig von den Anstrengungen der letzten Stunden erholen können.“

Er blickte Anty an und fragte: „Und was ist mit dir? Sicher bist du völlig erschöpft.“

„Ich möchte hierbleiben und die weiteren Geschehnisse beobachten“, antwortete Anty.

„Er hat diese Bevorzugung wirklich verdient“, kam Falconetta ihm zu Hilfe, denn sie hatte Wus Zögern bemerkt. Dr. Wu nickte nur und kümmerte sich um andere Dinge.

Anty hätte aber ebensogut in die angenehme Wärme des Hauptlagers zurückkehren und sich ausruhen können, denn es ereignete sich vorläufig nichts.

Stunden vergingen. Die Biochemiker machten sich schon Sorgen um ihre Kulturen, und die Techniker befürchteten, daß die Zeit nicht ausreichen würde, um künstliche Nachbildungen der Besatzung herstellen zu können. Auch die Versorgungsfachleute machten sich Sorgen. Sie wußten nicht, was die Fremden benötigten. Wahrscheinlich würden die im Schiff befindlichen Vorräte ausgeladen werden müssen.

Inzwischen errechnete Katja die Zeit, die im äußersten Notfall zur Verfügung stand. Um keinen Verdacht zu erregen, mußte das gekaperte Schiff unbedingt in die Position gebracht werden, die es normalerweise erreicht hätte. Mit fortschreitender Zeit verlagerte sich dieser Punkt immer weiter in den Weltraum hinaus. Bald würde die kritische Grenze erreicht sein, denn auch die zur Verfügung stehende Sonnenenergie war nicht unbegrenzt.

Sechs Stunden vergingen in ungeduldiger Erwartung.

Endlich rief Wu seine Leute zu einer Konferenz zusam-

men. Sie stellten sich in den Windschatten eines Felsens und erörterten die Situation. Ram, Falconetta und Counce waren die Hauptsprecher, während die anderen frierend zuhörten.

Wu faßte die Meinungen zusammen. „Es gibt zwei Möglichkeiten“, sagte er nachdenklich. „Entweder hat der Schock die Besatzung so gelähmt, daß sie zu keinem Entschluß fähig ist, oder unser Eingreifen hat den Leuten einen Schaden zugefügt, den wir nicht vorausgesehen haben. Die zweite Möglichkeit scheint mir die wahrscheinlichere zu sein. Wir können nicht mehr länger warten und müssen irgend etwas unternehmen. Die Frage ist, was wir tun können.“

„Wir müssen die Fremden inspizieren“, schlug Anty vor. Er war nun mutiger und drückte seine Gedanken frei aus. Seit er seinen ersten Vorschlag gemacht hatte, war sein Ansehen und damit auch sein Selbstvertrauen enorm gestiegen. Er war nicht mehr die unwichtige Hilfskraft, der man alle unangenehmen Arbeiten aufbürdete, sondern ein selbständig handelndes und von allen respektiertes Mitglied der verschworenen Gemeinschaft.

„Das mußt du uns erklären!“ sagte Wu.

„Das ist doch ganz einfach“, antwortete Anty. „Per Transfax können wir einen von uns in das Schiff bringen. Ich bin bereit, mich dazu zur Verfügung zu stellen.“

Die andern sahen sich gegenseitig an. Counce überlegte kurz und nickte dann. „Es scheint keine bessere Möglichkeit zu geben“, sagte er.

*

Mit Schallmeßgeräten war ein geeigneter Hohlraum ausgesucht worden. Am Heck des fremden Schiffes befand sich ein größerer, zum Teil geleerter Vorratsraum, der sich am besten für unbeobachtetes Eindringen eignete.

Als Anty die Augen aufschlug, befand er sich in diesem Vorratsraum. Er schwebte ungefähr dreißig Zentimeter über dem Boden. Das war notwendig, denn er mußte sich bei der Materialisation in freier Umgebung befinden. Bei einer Fehlkalkulation hätte er in festem Material eingebettet sein können und wäre aus eigener Kraft nicht mehr freigekommen. Außerdem bestand dabei die Gefahr einer Explosion.

Er polterte zu Boden und glaubte, daß das laut hallende Geräusch durch das ganze Universum dröhnte. Er kroch instinktiv in eine Ecke und blieb wie erstarrt stehen. Sicher hatte die Besatzung das Geräusch gehört. Als sich jedoch nichts ereignete, entschloß er sich, seine starke Taschenlampe einzuschalten und sich seine neue Umgebung genauer anzusehen.

Der Strahl der Lampe geisterte über lange Regale. Auf den Regalen lagen unzählige Stapel flacher Behälter, von denen einige heruntergefallen waren. Als Anty sich aus der Ecke hervorwagte, mußte er sich vorsehen, um nicht auf die heruntergefallenen Behälter zu treten.

Das Türschloß war ein kleines Problem, aber Anty löste bald das Geheimnis des fremdartigen Verschlusses. Die Schiebetür glitt leicht und geräuschlos zur Seite und gab den Blick in einen langen, beleuchteten Gang frei. Das Licht war rötlich, aber das hatte Anty erwartet, denn die unbekannten Fremden bevorzugten Systeme mit rötlich scheinenden Sonnen.

Anty tastete sich vorsichtig vorwärts, ängstlich bemüht, jedes Geräusch zu vermeiden. Die Zusammensetzung der Luft entsprach seinen Erfordernissen. Die Fremden brauchten ungefähr die gleiche Atmosphäre, wenn auch eine bedeutend niedrigere Temperatur. Anty spürte die Kälte, aber er wußte nicht recht, ob das eine äußere Kälte war oder ob die Angst seine Glieder zum Zittern brachte. Gerüche lagen in der Luft. Gerüche von Ammoniak und Schwefel.

Vier Meter vor sich sah er einen Quergang. Er wollte schon weitergehen, als er ein Geräusch hörte und sich eng an die Wand schmiegte.

Dann sah er ein fremdes Wesen über die Kreuzung hasten. Das gedrungene Wesen trug einen Gegenstand, den Anty nicht identifizieren konnte. Wahrscheinlich war das Wesen so in Eile, daß es den Eindringling nicht bemerkte, obwohl es ein paar Meter von Anty entfernt vorbeihastete.

Die Besatzung war also weder gelähmt, noch hatte sie physischen Schaden erlitten. Warum schwiegen sie? Warum gaben sie sich nicht zu erkennen?

Plötzlich fiel grelles gelbes Licht in den Quergang, und gleich darauf spürte Anty einen kühlen Lufthauch. Anscheinend hatten die Fremden die Luftschleuse nun doch geöffnet.

Anty war etwas enttäuscht. Nun würde er doch nicht der erste Mensch sein, der den Wesen aus einer fremden Welt Auge in Auge gegenüberstehen durfte. Hatten sie überhaupt Augen? Anty blieb vorerst stehen und wartete ab.

Dann hörte er ein krachendes Geräusch und kurz darauf zwei weitere. Er hörte tiefe, unmenschlich klingende Schreie und sah weitere Wesen über die Kreuzung eilen.

Nun sah er auch genauer, was diese Wesen trugen: lange Rohre, die ringsherum mit kleineren Zylindern bestückt waren. Das waren ganz bestimmt Waffen!

Anty schrie verzweifelt auf und rannte vorwärts. Er erreichte den Quergang und sah, wie die Fremden durch die Luftschleuse ins Freie drängten. Eins dieser Wesen hockte auf dem Boden und zielte sorgfältig auf etwas, das Anty nicht sehen konnte. Das Wesen schoß und stieß gleich darauf einen tief dröhnenden Triumphschrei aus.

Dann, wahrscheinlich durch Antys Bewegungen aufmerksam geworden, drehte der Schütze sich um und entdeckte den Eindringling. Ehe Anty etwas unternehmen konnte, riß der andere die Waffe herum und schoß.

Anty spürte einen furchtbaren Schmerz. Die Brust schien zu bersten. Er verlor die Balance und taumelte zurück.

Er sah nur noch einen grellen Lichtschein und hörte das typische Geräusch der drei Raketen vom K'ung-fu-tse, die Dr. Wu vorsichtshalber in die Luft beordert hatte. Anscheinend kamen die Raketen heruntergesaut, um in den Kampf einzugreifen. Ob mit Erfolg oder nicht, das erfuhr Anty nicht mehr, denn er starb ...

14.

„Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ich mich jemals so deprimiert fühlen könnte“, sagte Dr. Wu mit der ihm eigenen Offenheit. Counce nickte und warf einen kurzen Blick auf das Gelände. Er sah ein Schlachtfeld.

Die beiden schmutzverkrusteten, schwitzenden Männer standen neben den beiden noch funktionierenden Schein-

werfern. Die Angreifer hatten die anderen Scheinwerfer zerstört, aber die beiden übriggebliebenen reichten aus, um das Gelände zu erhellen.

„Das ist nicht gerade ein guter Auftakt für die geplante Verbrüderung“, sagte Counce bitter. „Weiß jemand, was mit Anty passiert ist?“

„Ich habe eine Gruppe in das Schiff geschickt. Sie holen ihn gerade heraus.“

„Hoffentlich übersteht er es, ohne ständigen Schaden zu nehmen“, sagte Counce und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Der Angriff kam ziemlich überraschend“, antwortete Dr. Wu. „Wir haben achtzehn Tote und einige Schwerverwundete. Die Ärzte sehen sich die Leute gerade an. Sie müssen entscheiden, bei wem sich das Zusammenflicken noch lohnt, und wen sie besser sterben lassen, damit er neu anfangen kann. Die ganze Lage ist noch zu unübersichtlich. Ich weiß noch immer nicht richtig, was eigentlich passiert ist.“

„Ich habe alles gesehen“, sagte Counce. „Sie öffneten die Luftschleusen und griffen sofort an. Jeweils einer von ihnen schoß, während die anderen herausgesprungen kamen. Die Burschen hatten Mut, das muß man zugeben. Anscheinend hielten sie sich für verloren, denn sie verkauften sich so teuer wie nur möglich.“

„Wenn ich nur wüßte, warum sie uns für Feinde hielten“, meinte Wu. „Sie haben anscheinend keinen Augenblick daran gezweifelt.“

Die in das Raumschiff eingedrungene Gruppe kam wieder zum Vorschein. Vorsichtig wurde Antys Körper herabgelassen und dann von zwei Männern ein Stück weiterge-

schleift. Danach wurden auch einige Ausrüstungsgegenstände und Vorräte herausgeholt und aufgestapelt.

„Die armen Kerle!“ murmelte Wu. „Ich hätte es gern vermieden, aber wir mußten uns schließlich zur Wehr setzen.“

„Wir brauchen uns nichts vorzuwerfen, Wu“, sagte Counce beruhigend. „Wir konnten uns ja nicht einfach überrennen lassen. Genau das hatten die Angreifer nämlich vor. Diese Leute sind jedenfalls sehr aggressiv. Wie viele von ihnen haben den Kampf überlebt?“

„Ein einziger. Ein junger Mann. Er ist drüben im Zelt. Seine Wunden werden gerade behandelt. Bisher war noch keine Verständigung mit ihm möglich. Die Elektronik-Experten stellen gerade einen Komputor auf diese Aufgabe um. Wenn der Fremde nicht allzu widerspenstig ist, müßte eine Verständigung möglich sein.“

„Und was machen wir mit dem Schiff?“

„Viele Umstände können wir nicht mehr machen. Wir machen die Leichen noch unkenntlicher, infizieren sie mit Mikroorganismen und setzen das Schiff wieder auf die alte Bahn. Außerdem können wir noch einen großen Felsbrocken in den Maschinenraum transportieren. Mit dem Transfax ist es kein Problem. Das wird die Freunde dieser armen Kerle sehr verwundern und von weiteren Angriffen abhalten.“

Eine Stimme, durch einen Handlautsprecher vielfach verstärkt, rief Wu an eine andere Stelle. Er machte sich sofort auf den Weg, denn in diesen Augenblicken mußte er sich um alles kümmern. Counce blieb allein zurück und blickte mißmutig auf das von den Scheinwerfern gespenstisch beleuchtete Schlachtfeld.

Dieses erste Zusammentreffen mit den Fremden war wirklich nicht sehr ermutigend. Counce und die anderen hatten fest angenommen, daß die Fremden bereit wären, friedliche Vereinbarungen zu treffen. deshalb war die Enttäuschung um so niederschmetternder. Der Zusammenstoß hatte eindeutig bewiesen, daß die Fremden von Natur aus aggressiv waren.

Counce seufzte auf. Von nun an würden die ohnehin beschränkten Mittel für Verteidigungszwecke eingesetzt werden müssen. Die großen Transfax-Geräte mußten ständig bereit sein, angreifende Schiffe einzufangen, um die Fremden zu verwirren.

Während Counce über die Situation nachdachte, machten sich seine Kameraden an die Arbeit. Ein Felsbrocken wurde in das Metall der komplizierten Antriebsmaschinen eingebettet und verursachte eine furchtbare Explosion, wobei die vorher wieder in das Schiff geschafften Leichen noch mehr verstümmelt wurden. Auf die Infizierung mit Bakterien konnte unter diesen Umständen sogar verzichtet werden. Niemand würde erkennen können, daß die Besatzung im heißen Feuerstrahl von Raketentriebwerken umgekommen war. Außerdem wurde ein Teil der Außenhaut herausgerissen. Dieses große Loch würde das Fehlen des einen Besatzungsmitgliedes erklären.

Wieder legten die Raketen Kabel aus, wieder wurde der winzige Stern angezapft. Das große Transfax-Gerät war zwar unter der Last des Raumschiffes zusammengebrochen, aber eine sorgfältige Prüfung ergab, daß es seinen Zweck noch erfüllen würde.

Wenig später war das Schiff wieder auf dem alten Kurs.

Sollten die Fremden sich über den Zustand des Raumschiffes und den mysteriösen Tod der Besatzung den Kopf zerbrechen.

Counce riß sich zusammen. Er war müde und zerschlagen. Es gab aber noch allerhand zu tun, und er konnte die Arbeit nicht den anderen überlassen. Da war das Zelt mit dem einzigen Überlebenden der Besatzung. Von diesem Überlebenden hing es womöglich ab, ob es jemals zu einer Zusammenarbeit mit den Fremden kommen würde.

Unter einem rötlich schimmernden Beleuchtungskörper, der den Augen des Fremden angepaßt war, lag der Überlebende des harten Kampfes auf einer Bahre. Counce musterte die Gestalt des anderen und fand sie weder häßlich noch schön. Er sah einen gedrungenen Körper mit dicken Armen und Beinen. Abstoßend wirkte das fremde Wesen jedenfalls nicht.

„Wer hat ihn angeschnallt?“ donnerte er und wies auf die festen Gurte, die den Gefangenen festhielten.

„Wir mußten es tun“, verteidigte sich der Biologe. „Wir mußten seine Wunden behandeln.“

„Aber doch nicht so“, sagte Counce entrüstet. „Habt ihr völlig den Verstand verloren?“ Er beugte sich über die Bahre und löste die Riemen. „Jetzt könnt ihr weitermachen.“

Der Biologe gehorchte nur widerwillig und sprang entsetzt zurück, als der Gefangene sich bewegte.

„Weitermachen!“ befahl Counce. „Er muß doch merken, daß wir ihm helfen wollen.“

Er sah in das flache Gesicht des Fremden, der die Augen auf ihn gerichtet hatte. Was würde ich an seiner Stelle den-

ken? fragte er sich. Ein Vergleich war aber schlecht möglich. Der junge Mann auf der Bahre war wahrscheinlich von seinen Vorgesetzten aufgehetzt worden und kannte nur Mißtrauen. Counce sah auch die farbigen Symbole auf der Haut des Gefangenen. Was hatten diese Symbole für eine Bedeutung? Das war eine Frage, die noch zurückgestellt werden mußte, denn vorerst ging es um wichtigere Dinge.

Die Befreiung von den Gurten wirkte Wunder. Der Gefangene bewegte sich etwas, aber nur, um dem Arzt die Arbeit zu erleichtern. Counce war mit diesem kleinen Erfolg zufrieden und wandte sich an die Sprachwissenschaftler, die noch immer an dem elektronischen Komputor arbeiteten.

„Wie sieht es aus?“

Eine Technikerin, ein junges Mädchen, das auf der Erde für Video India arbeitete, drehte sich um und schüttelte den Kopf. „Es geht nicht“, sagte sie verzweifelt. „Wir wissen, daß diese Leute eine Sprache benutzen, denn wir haben sie während des Kampfes gehört. Der Gefangene hat aber noch keinen einzigen Laut von sich gegeben, so daß wir keinen Anhaltspunkt haben.“

„Ihr könnt es ja trotzdem versuchen“, sagte Counce müde. Er drehte sich noch einmal nach dem Gefangenen um und verließ das Zelt.

Er war müde und abgespannt. In seiner augenblicklichen Verfassung würde er nur Fehler begehen. Es tat ihm leid, daß er den Biologen so angebrüllt hatte. Natürlich hatte der Mann einen furchtbaren Fehler begangen, aber er hätte auf keinen Fall so angebrüllt werden dürfen. Counce beschloß, sich erst einmal auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln.

Im Windschatten einiger Kisten baute er sich aus der Schutzkleidung der Gefallenen ein einigermaßen warmes Lager, legte sich nieder und schlief augenblicklich ein.

*

Als Counce wieder erwachte, war es noch dunkel. Ein Blick zu den Sternen zeigte ihm, daß noch nicht einmal die halbe Nacht vorüber war. Der kurze, aber tiefe Schlaf hatte ihn ungemein erfrischt. Er stand sofort auf, um zu erfahren, was sich in der Zwischenzeit ereignet hatte.

Die Umgebung war völlig verändert. Bis auf das Zelt war alles verschwunden. Anscheinend waren alle zum Hauptlager zurückgekehrt, um sich dort auszuruhen. Für alle Fälle war jedoch ein kleines Not-Transfax-Gerät zurückgelassen worden.

Counce ging auf das Gerät zu. blieb aber auf halbem Wege geblendet stehen. Er beschattete die Augen, um erkennen zu können, wer aus dem Kraftfeld trat.

Dann hörte er eine bekannte Stimme. Falconetta erkundigte sich besorgt nach seinem Befinden. „Alles in Ordnung. Said?“

„Natürlich. Ich habe mich nur ein wenig ausgeruht. Was ist im Hauptlager los?“

„Wir sind dabei, die erlittenen Verluste zu ersetzen. Ram Singh mußte auf die Erde zurück. Ich sollte mit, aber ich möchte lieber hierbleiben und mich um den Gefangenen kümmern.“

„Nun gut. Ich bin eben erst aufgewacht. Gehen wir doch hin!“

Der Gefangene lag noch immer still auf der Bahre und beobachtete seine Umgebung mit wachen Augen. Die Mediziner waren auch fort und hatten ihn in der Obhut eines jungen Mädchens zurückgelassen. Die Sprachwissenschaftler und einige Techniker arbeiteten noch immer an dem Komputor. Drei junge Männer hatten einige der im Schiff gefundenen Vorräte ins Zelt gebracht, darunter auch eine Schüssel mit geschmolzenem Eis. Auf Befragen schüttelten sie jedoch den Kopf.

„Er reagiert auf nichts“, erklärte einer der drei. „Er ißt nicht, trinkt nicht und sagt keinen Ton.“

„Und was ist mit dem Komputor?“

„Die Experten haben alles mögliche versucht, aber sie brauchen einen Schlüssel. Der Bursche sagt aber kein Wort.“

Falconetta schlug sich plötzlich an die Stirn. „Wir sind auch zu dumm!“ rief sie aus. „Der arme Kerl denkt vielleicht, daß er von allen diesen Menschen bewacht wird. Ihr müßt alle raus!“

„Wir können dich doch nicht allein zurücklassen“, sagte ein junger Mann ängstlich. „Wer weiß, wozu der Bursche imstande ist!“

„Was kann er mir schon anhaben? Er kann mich schlimmstenfalls töten“, entgegnete Falconetta. „Also raus jetzt, damit wir vorankommen!“

Alle blickten Counce an. Der überlegte nicht lange und gab seine Zustimmung. Die Sprachwissenschaftler und die Techniker waren sogar froh, daß sie endlich einmal eine Pause einlegen konnten und verließen bereitwillig das Zelt.

Draußen in der Nachtkälte fragten sie sich allerdings

sehr bald, was wohl im Zelt vorginge. „Ob sie sich das wirklich überlegt hat?“ fragte einer besorgt.

„Ganz bestimmt“, antwortete Counce. „Auf Falconetta können wir uns unbedingt verlassen.“ Trotz seiner Zuversicht wurde ihm die Zeit, die Falconetta allein mit dem Gefangenen verbrachte, sehr lang.

Dann, nach einer endlos scheinenden Zeit, wurde der Zelteingang hochgehoben, und der Fremde hinkte schwerfällig ins Freie. Seinen massigen Körper lehnte er dabei an Falkonettas Schulter.

Sie winkte jeden Beistand ab, denn ihr Schützling durfte auf keinen Fall noch mehr verwirrt werden. Sie führte ihn vorsichtig an eine Kiste, auf die er sich ohne Widerstand setzte. Er sah sich um und bemerkte, daß das Schiff verschwunden war. Die Erkenntnis, allein unter Angehörigen einer fremden Rasse zu sein, mußte niederschmetternd auf ihn wirken.

Counce war jedoch außerordentlich glücklich. Der Fremde hatte Falconettas Hilfe angenommen. Das war ein Sieg. Er warf Falconetta einen Blick zu, der mehr ausdrückte, als tausend Worte sagen konnten.

Alle schwiegen und warteten auf die weitere Entwicklung der Dinge, als das Kraftfeld der Transfax-Plattform zu leuchten begann. Ein Fremder trat von der Plattform und sah sich überrascht um. Keiner hatte diesen Mann jemals gesehen. Er lief langsam und unsicher, fast so, als hätte er eben erst das Laufen erlernt. Nach einigen Schritten hielt er inne und starrte die Versammlung an. Langsam legte sich seine Verwirrung, und ein ungläubiges Erstaunen sprach aus seinen Augen.

Falconetta trat einen Schritt auf ihn zu und begrüßte ihn. „Hallo, Anty!“ sagte sie. „Das Sterben war sicher ein großer Schock für dich.“

15.

Nach dem Aufenthalt am Pol empfand Counce die Wärme des Hauptlagers als fast unerträglich. „Wir können eigentlich zufrieden sein. Wir haben einen entscheidenden Durchbruch erzielt. Der Mann verschließt sich uns nicht mehr. Sein Name ist allerdings nicht auszusprechen, deshalb haben wir ihm einen neuen Namen gegeben. Er kann das Wort ‚Freund‘ aussprechen, und wir haben uns daran gewöhnt, ihn so zu nennen. Das wird übrigens eine gute Nachwirkung haben, wenn er unsere Sprache wirklich verstehen lernt.“

Er nahm ein weiteres Sandwich von einem auf Wus Schreibtisch stehenden Tablett und schlang es hungrig hinunter.

„Das ist alles gut und schön. Aber was fangen wir mit ihm an?“ fragte Katja. „Wir können ihn unmöglich hier auf Regis isoliert halten, aber wir können ihn auch nicht zur Erde schicken.“ Sie schlug die Beine übereinander, lehnte sich zurück und blickte fragend.

„Wir können ihn zu einer Art Botschafter machen“, schlug Wu vor. „Vorerst müssen wir ihn aber hier festhalten. Später, wenn die Zeit reif dafür ist, schicken wir ihn nach Hause, damit er seinen Leuten von unseren friedlichen Absichten berichten kann.“

„Das ist Zukunftsmusik“, warf Counce ein. „Im Augen-

blick stehen wir leider vor sehr ernststen Problemen. Die anderen werden sicher nicht ruhig bleiben, wenn eins ihrer Schiffe mit einer toten Besatzung und einem völlig zerstörten Maschinenraum zurückkommt. Wahrscheinlich werden sie eine neue Expedition aussenden, um die Ursache des Unglücks zu ergründen. Sie werden dann sicher wieder direkt nach Ymir fliegen. Sie brauchen diesen Planeten, weil er ihnen ideale Lebensbedingungen bietet.

Beim nächstenmal werden wir aber vorbereitet sein und brauchen nicht zu improvisieren. Wir haben ja gesehen, was dabei herauskommt. Wir dürfen auch gar kein Risiko eingehen, wenn wir die Sache nicht gefährden wollen. Einmal hat es einigermaßen geklappt, aber beim nächstenmal ...“

„Anty Dreean ist anscheinend nicht der Meinung, daß es auch nur einigermaßen geklappt hat“; unterbrach Katja ihn. „Nach seiner Meinung war das ganze Unternehmen ein Fehlschlag. Die anderen haben sich zur Selbstverteidigung veranlaßt gefühlt. Das bedeutet, daß wir einen entscheidenden Fehler begangen haben.“

Counce verschlang das letzte Sandwich. Er war nun gesättigt und deshalb guter Laune. „Anty ist ein Problem, aber es gibt schlimmere Dinge.“

Wu nickte ernst. „Seine augenblickliche Depression ist auf den Schock zurückzuführen. Ich bin eigentlich ein wenig enttäuscht. Ich hatte eine andere Reaktion erwartet. Es wird lange dauern, ehe er sein Selbstbewußtsein wiederfindet. Schade um ihn. Er hatte gute Gedanken und hätte uns sicher noch manchen wichtigen Dienst geleistet.“

„Um Anty mache ich mir keine Sorgen“, sagte Counce

selbstsicher. „Ich weiß schon, wie wir ihn wieder auf den richtigen Weg bringen können. Sobald er sich an seinen neuen Körper gewöhnt hat, werden wir ihm eine wichtige Aufgabe übertragen. Nur so kann er sein Selbstvertrauen wiederfinden.“

Er drückte sich so vorsichtig aus, daß die anderen nicht ahnen konnten, daß er bereits eine bestimmte Aufgabe im Auge hatte. Wu ging auch nicht weiter darauf ein und wechselte das Thema.

„Wir können die Fremden nicht ewig vom Ymir abhalten“, gab er zu bedenken. „Vorerst sind wir aber dazu gezwungen, jede Landung zu verhindern, wenn es sein muß, sogar mit Gewalt. Unsere Pläne müssen aber beschleunigt verwirklicht werden. Wir müssen die jetzigen Bewohner des Planeten umsiedeln.“

Counce nickte zustimmend. „Wir haben schon oft genug darüber gesprochen, aber ich möchte unsere Aufgaben noch einmal in großen Zügen umreißen. Die größte Gefahr besteht darin, daß der Planet Ymir von Menschen bewohnt ist, die die geringste Fähigkeit haben, einer fremden Rasse friedlich zu begegnen. Andererseits bietet Ymir den Fremden ideale Lebensbedingungen, und deshalb konzentrieren sie sich auf ihn. Die Lösung des Problems besteht darin, daß der Planet Ymir für Menschen denkbar ungünstige klimatische Bedingungen besitzt. Ymir eignet sich nicht für eine Besiedelung durch Menschen.

Was hat das nun mit unseren Zielen zu tun? Wir wollen die Menschen zu einer großen Gemeinschaft zusammenschweißen und die in den letzten Jahrhunderten entstandenen Trennungen aufheben. Das ist eine schwierige Aufga-

be, denn die verschiedenen Planeten tragen verschiedene menschliche Rassen, die sich auf Grund der langen Isolierung recht merkwürdige Ansichten zurechtgelegt haben. Durch eine Mischung können wir eine gewisse Toleranz erzeugen und gleichzeitig die Menschen auf die früher oder später unvermeidliche Begegnung mit anderen intelligenten Wesen vorbereiten. Wenn die Menschen sich besser verstehen, werden sie eher bereit sein, andere Wesen zu dulden.

Dieses Ziel läßt sich auf eine recht einfache Art und Weise erreichen. Wir geben Ymir auf und beweisen damit den Fremden unseren guten Willen. Das ist kein Verlustgeschäft, denn Ymir ist für uns ohnehin viel zu kalt. Wenn wir die zehn Millionen Ymiraner auf die anderen bewohnbaren Planeten verteilen, wird das einen günstigen Einfluß auf alle haben.“

Counce bemerkte die gelangweilten Blicke seiner Zuhörer, fuhr aber unbeirrt fort. „Wir sind eine große Organisation und verfügen über besondere technische Mittel, aber wir sind zu schwach, um diese gigantische Aufgabe allein bewältigen zu können. Zum Glück verfügt Bassett über ein ungeheures Vermögen, technische Hilfsmittel und genügend Menschen. Außerdem verfolgt er das gleiche Ziel, wenn auch aus anderen Motiven. Wir müssen ihn also dazu bringen, sich uns anzuschließen. Das wird er aber nur tun, wenn er unsere geistige Überlegenheit erkennt. Nach Lage der Dinge ist kaum daran zu zweifeln, daß er meinen Vorschlag annehmen wird.“

„Das wissen wir doch alles“, meinte Wu unwillig.

Counce ließ sich jedoch nicht beirren. „Während der

kommenden Monate müssen wir eine zusätzliche Aufgabe bewältigen. Wir müssen die Regierungen der bewohnbaren Planeten davon überzeugen, wie notwendig es ist, jeweils ungefähr dreihunderttausend Ymiraner aufzunehmen. Wenn wir Bassett auf unsere Seite bekommen, werden wir auf der Erde die wenigsten Schwierigkeiten haben. Bei den anderen Planeten ist die Sache schon bedenklicher. Wie wird zum Beispiel die Regierung deines Heimatplaneten reagieren?“ Counce wandte sich direkt an Wu.

„Ich kann natürlich nicht für die Regierung des K’ung-fu-tse sprechen. Wir haben gewisse Traditionen. „ Wir sind als besonders fleißig bekannt, aber wir sind keineswegs engherzig. Wenn wir der Regierung versprechen, daß wir dreihunderttausend fleißige Menschen bringen, wird sie zweifellos nicht lange zögern, diese Leute aufzunehmen. Wir haben da einen gewissen Vorteil, denn Bassett kann das bei seinen Leuten von der Erde nicht garantieren. Die Erdbewohner sind verwöhnt, während die Ymiraner mehr als bescheiden sind.“

„Richtig. Es geht darum, bestimmte Bevölkerungsgruppen auf bestimmte Planeten zu bringen. Diese Bevölkerungsgruppen dürfen sich nicht allzusehr voneinander unterscheiden, denn das würde Spannungen erzeugen. Wahrscheinlich hat Bassett diesen wichtigen Punkt übersehen.“

„Ich glaube, ich sehe jetzt einen kleinen Lichtblick“, sagte Katja erleichtert. „Seit wir mit der Arbeit begonnen haben, glaube ich zum erstenmal, daß wir Erfolg haben werden. Unsere Pläne sind so vernünftig, daß sie gar nicht auf Ablehnung stoßen können.“

Wu war nicht ganz so optimistisch. „Die Sache nimmt

allmählich feste Formen an“, sagte er. „Der Erfolg ist allerdings alles andere als sicher. Wir haben noch zu viele Widerstände zu brechen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die meisten Menschen nicht unseren Überblick haben und engstirnig nur an ihre unmittelbare Umwelt denken.“

*

Sie wurden wieder in ihre normale Umwelt zurücktransportiert. Das große Transfax-Gerät arbeitete pausenlos, um die einzelnen Mitglieder der verschworenen Gemeinschaft auf die verschiedenen Planeten zurückzubringen. Alle waren dem Ruf gefolgt und hatten ihr Leben eingesetzt. Nun mußten sie wieder zurück, um ihr normales Leben aufzunehmen. In der Heimat waren sie die einsamsten Menschen, denn sie wußten nun Geheimnisse, die sie mit keinem anderen teilen konnten.

Einige waren jung und voller Ideale. Andere, zum Beispiel Ram Singh und Verity, waren alt und grau, aber mindestens ebenso idealistisch wie die jungen Leute.

Zu Hause würden sie wieder ihrer Arbeit als Wissenschaftler, Ärzte, Techniker oder Verwaltungsbeamte nachgehen, ohne daß ihre Freunde und Verwandten etwas von ihrem Abstecher nach Regis erfuhren.

Auch Counce wartete geduldig in der langen Menschen Schlange. Ab und zu grüßte er, beschränkte sich aber auf ein stummes Winken.

Counce dachte nach. Vieles ging ihm durch den Kopf: die Dinge, die schon geschehen waren, und die Aufgaben, die noch in der Zukunft lagen. Dreihundert Jahre sind eine

lange Zeit, dachte er. Dreihundert lange Jahre auf das endgültige Ergebnis warten müssen, das ging an die Nerven. Zudem hatte noch das Verhalten der Fremden alle Pläne über den Haufen geworfen. Sie kämpften verbissen und machten erst gar nicht den Versuch, sich mit den Menschen zu einigen. Es bestand kaum ein Zweifel, daß auch die nachfolgenden Fremden ebenso handeln würden. Die Hoffnung auf eine schnelle friedliche Verständigung war endgültig dahin. Counce war sich der Gefahren bewußt, die der Menschheit drohten. Das Unheil hatte noch einmal verhindert werden können. Ebensogut hätte es aber schon zu einem großen und blutigen Krieg kommen können. Durch einen Zufall war der Konflikt vorerst auf eine kurze Kampfaktion begrenzt geblieben.

Erst mußte Vertrauen hervorgerufen werden. Noch vertrugen sich nicht einmal die Menschen untereinander. Es war also nicht zu erwarten, daß sie einer fremden Lebensform trauen würden. Auch die Fremden hatten den Menschen nicht getraut und sich lieber geopfert. Wahrscheinlich war für sie der Schock der plötzlichen Begegnung und der offensichtlichen Überlegenheit der Menschen zu groß gewesen. Counce dachte an seine eigene Vergangenheit. Anfangs hatte er keinem Menschen vertraut. Vertrauen war aber unbedingt notwendig, denn ohne Vertrauen war keine ehrliche Zusammenarbeit möglich.

Als Counce auf die Transfax-Plattform trat und die Identifikation des Empfänger-Geräts angab, dachte er immer noch an die Vergangenheit. Er sah einen Tisch und mit mathematischen Symbolen beschriebenes Papier. Durch Zufall hatte er die Entdeckung gemacht, die die Schranken der

Entfernungen niederriß und sogar das ewige Leben versprach.

Zu der Zeit, als er die Gesetze der hyperphotonischen Energie entdeckte, hatte die Auswanderungsbewegung von der Erde auf die anderen Planeten ihren Höhepunkt erreicht. All die Unzufriedenen und die Sektierer hatten sich neue Welten gesucht und fingen an, neue Gesellschaftsordnungen zu schaffen.

Die Entdeckung hatte Counce völlig überwältigt. Er wurde sich nach und nach der ungeheuren Bedeutung und der Möglichkeiten dieser Entdeckung bewußt. Noch war es nur eine Idee. Die technischen Schwierigkeiten waren groß, aber nicht unlösbar. Die Entdeckung bedeutete nichts anderes als die Möglichkeit, wie durch eine Tür von einer Welt in die andere zu treten. Mit ausreichender Energie und genügend großen Sendern und Empfängern konnte jede beliebige Materie an jeden Punkt des Universums befördert werden. Das ganze Universum schrumpfte zusammen, denn Entfernungen verloren ihre Bedeutung.

Das entdeckte Gesetz hatte aber noch eine andere, viel wichtigere Tür der Erkenntnis aufgestoßen: alle transportierten Gegenstände ließen sich in Form von elektronischen Impulsen aufzeichnen und später wieder nach Wunsch materialisieren. Das bedeutete die Unsterblichkeit!

In einer einzigen Nacht hatte Counce die ungeheuren Möglichkeiten und auch die Gefahren seiner Entdeckung konzipiert. Er war davon überzeugt, daß es im Universum noch andere intelligente Lebewesen gab. Seine Entdeckung bot die Möglichkeit, mit diesen anderen Lebensformen zusammenzukommen. Das Zusammentreffen mit anderen

Lebewesen würde aber unvermeidlich zu einer unübersehbaren Katastrophe führen. Wie könnten Menschen, die sich nicht einmal selber trauten, anderen Lebensformen vertrauen? Sie würden Angst bekommen, und sich gegen die vermeintliche Gefahr zur Wehr setzen.

Die Konsequenzen, die seine Entdeckung zur Folge haben mußten, wirkten auf Counce niederschmetternd. Aber er war sich darüber im klaren, daß er die Entdeckung nicht ewig geheimhalten konnte. Irgendwann würde ein anderer die gleichen Gesetze entdecken und nicht die gleichen Skrupel haben. Genau wie Counce nur durch Zufall darauf gestoßen war, konnte ein anderer darauf kommen, ohne die möglichen Folgen sofort zu erkennen.

In der entscheidenden Nacht seines Lebens hatte Counce sich ein Versprechen gegeben und seitdem nur für dieses Versprechen gelebt. Er wollte die Menschheit versöhnen und für die Zukunft reif machen.

Gleich zu Anfang hatte er auch die Regeln festgelegt, nach denen sich alle anderen und auch er selbst unbedingt zu richten hatten. So durfte zum Beispiel kein getötetes Mitglied der Gemeinschaft seinen alten Körper wiederbekommen. Nur dadurch konnte eine Sicherheit vor zufälliger Entdeckung des Geheimnisses erreicht werden. Es durfte sich keiner seinen neuen Körper aussuchen. Das blieb den anderen überlassen, die darüber abstimmen mußten.

Der große Funke hatte gezündet. Für Counce war es ein kleines Wunder gewesen, als er entdeckte, daß er einem anderen Menschen trauen konnte, einem Menschen, der wie er die Not und die Unzulänglichkeit der Menschheit erkannte und auf Abhilfe sann.

Inzwischen hatte er Tausende von Gesinnungsgenossen um sich geschart, und immer mehr neue Rekruten wurden mit äußerster Sorgfalt ausgewählt.

Counce war sich stets seiner großen Verantwortung bewußt. Er kannte das Geheimnis, das allen Menschen ein ewiges Leben geben konnte, aber er teilte dieses Geheimnis nur mit einigen wenigen ausgesuchten Menschen, die der gleichen Idee dienten. Er maßte sich ein gottähnliches Verhalten an, aber er hielt seine Entschlüsse für berechtigt, denn noch war die Menschheit einfach nicht reif genug. Nur die besten Menschen sollten das ewige Leben erhalten und ihre ganze Kraft für die große Idee der allgemeinen Verbrüderung einsetzen.

Counce dachte an Wu, an Katja, Ram, Falconetta, Verity und Jaroslav. besonders aber an Anty Dreean, dem er besondere Fähigkeiten zutraute. Vielleicht war Anty der Mann, dem er eines Tages die Verantwortung übertragen würde.

Counce war müde. Ein langes Leben hatte auch seine Schattenseiten. Er trug die Bürde der alleinigen Verantwortung schon zu lange. Er sehnte sich nach Ruhe, nach dem Nirwana ...

16.

Nach zwei Wochen hatte Enni Zatok jeden Widerstand aufgegeben. Sie dachte kaum noch eigene Gedanken. In ihren Augen glänzte noch etwas von ihrer Persönlichkeit, aber das meiste war erloschen, ausgehöhlt und ausgewaschen. Sie wirkte wie ein Roboter, der nur auf äußere Einflüsse reagiert und kein eigenes Leben hat.

Sie hatte viel erlebt, ohne es richtig begreifen zu können. Man hatte ihr keine eigentlichen Schmerzen zugefügt, aber die Scham über die völlige Nacktheit ihres Geistes, über die unfreiwillige Offenbarung der geheimsten Gedanken war fast noch schlimmer.

Die Quälgeister waren mit unbeschreiblicher Hartnäckigkeit bis in die dunkelsten Tiefen ihres Unterbewußtseins vorgedrungen und hatten jeden Gedanken, jedes irgendwann einmal empfundene Gefühl an die Oberfläche gezerrt. Sie hatten ihr die Seele genommen.

Der Raum, den sie während dieser Wochen bewohnen mußte, war kein Wohnraum, sondern ein Laboratorium. An den weißen Wänden standen Computoren, Elektroencephalographen sowie viele andere Geräte, mit denen sie Tag und Nacht gequält wurde. Eine besondere Anlage erzeugte rhythmisch wechselnde Lichtimpulse, die sie fast in den Wahnsinn trieben.

Enni saß auf ihrem Bett und starrte blicklos auf einen kleinen Mann, den die anderen Bassett nannten. Bassett kam immer öfter und wurde immer ungeduldiger. Enni war völlig ausgehöhlt, aber sie spürte instinktiv, daß Bassett für alles verantwortlich war. Aus diesem Grund funkelte plötzlich der Haß in ihren Augen. Das war das einzige Gefühl, wozu sie überhaupt noch fähig war.

„Wir können nicht mehr aus ihr herausbekommen“, sagte Dr. Gold. „Wir wissen mehr, als dem Mädchen jemals bewußt geworden ist.“

„Es genügt aber nicht“, entgegnete Bassett unzufrieden.

„Von dem Mädchen können wir auf keinen Fall mehr erfahren“, antwortete Gold. „Sie haben mir erklärt, was Sie

wissen wollen, und ich habe meine Bemühungen darauf konzentriert. Wir müssen uns aber mit der Tatsache abfinden, daß wir nicht mehr aus dem Mädchen herausbekommen können, als sie weiß.“

Bassett sprang fluchend auf und durchmaß den Raum mit langen Schritten. Ab und zu blickte er Enni an. die seinen Blick stumpf erwiderte. „Wir müssen es aber wissen!“ sagte er eindringlich.

Dr. Gold strich sich müde über die Augen. „Von dem Mädchen erfahren wir bestimmt nichts Neues. Wir wissen alles, was ein Durchschnitts-Ymiraner weiß. Mehr können wir beim besten Willen nicht erreichen.“

Bassett wandte sich wütend ab. „Dann gibt es nur noch einen Weg“, fauchte er ärgerlich.

Er ging in sein Büro zurück und rief seine Sekretärin. Er haßte sich selbst, denn was seine Leute Enni angetan hatten, ließ ihn keineswegs kalt. „Rufen Sie die Reklameabteilung an und finden Sie heraus, was im Augenblick aktuell ist. Dann setzen Sie sich mit Video-India in Verbindung und schließen einen Vertrag über eine längere Sendung ab! Wir brauchen ein paar Minuten in der Falconetta-Schau.“

Die Sekretärin zeigte keine Überraschung. Sie war lange genug bei Bassett und hatte sich an seine mitunter recht sonderbaren Launen gewöhnt. Sie nickte nur und ging wieder in ihr Vorzimmer zurück.

Eine halbe Stunde später stand sie wieder vor Bassetts Schreibtisch und meldete die Erledigung des Auftrags. Im gleichen Augenblick rief Gold an und berichtete aufgeregt von Ennis Verschwinden. „Sie ist fort!“ meldete er völlig

fassungslos. „Sie ist aus dem fensterlosen, verschlossenen Raum verschwunden! Ich kann mir das nicht erklären.“

Bassett antwortete nicht. Er warf den Hörer auf die Gabel und starrte durch das große Fenster über die Dächer von Rio. Er wußte nun, was geschehen war. Er, der große Bassett, war hereingelegt worden. Die anderen hielten sich anscheinend für sehr schlau. Bassett mußte notgedrungen zugeben, daß er auf ihren Trick hereingefallen war, aber er war entschlossen, den anderen zu beweisen, daß er noch schlauer sein konnte ...

*

An diesem Abend ließ er sich schon früh in sein großes Haus fahren. Es lag direkt am Meer und war auf einem der teuersten Grundstücke Rios errichtet worden. Ein Diener unterrichtete ihn über die Anwesenheit eines Besuchers. Bassett war nicht erstaunt, denselben Mann vorzufinden, der ihn schon einmal so sehr überrascht hatte.

„Guten Abend“, sagte Counce lächelnd. „Wollen Sie sich setzen?“

Bassett blieb stehen und betrachtete seinen Besucher. „Sie fühlen sich wohl ganz obenauf, nicht wahr.“ fragte er ärgerlich. „Ich muß Ihre Fähigkeiten leider anerkennen. Ich bin tatsächlich auf den Köder hereingefallen.“

Counce ließ seinen Gesprächspartner seine Überlegenheit spüren und sagte grinsend: „Gut, daß Sie das einsehen. Bassett. Wir wollen aber keine Zeit verschwenden, indem wir über die Vergangenheit diskutieren, sondern uns lieber der Gegenwart und der Zukunft zuwenden.“

Bassett rang schwer um Beherrschung, aber er ließ sich unwillig in einen Sessel fallen und starrte seinen Gast nicht gerade freundlich an. „Also gut!“ sagte er. „Sie haben behauptet, daß die Lösung unserer Probleme auf Ymir zu finden sei. Entweder haben Sie mich getäuscht, oder meine Leute sind allesamt unfähig. Sagen Sie mir bitte, welche Version richtig ist!“

„Keine“, antwortete Counce gelassen. „Entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie nicht in alle Einzelheiten einweihe und Ihnen nicht sage, weshalb wir großen Wert auf Ihre Mitwirkung legen. Wir verfolgen ungefähr das gleiche Ziel und sollten deshalb zusammenarbeiten. Wir benötigen Ihre Hilfe und sagen Ihnen dafür, was Sie nicht richtig machen. Sie ahnen, daß Ihre Pläne sich nicht verwirklichen lassen werden, aber Sie wissen nicht, warum Ihre Pläne falsch sind. Eine Antwort kann ich Ihnen gleich geben. Verglichen mit den Bewohnern der Kolonien sind die Erdbewohner geradezu träge. Außerdem denken Sie selbst immer nur an Ihr angestrebtes Ziel und vergessen dabei, welche entscheidende Rolle die Vergangenheit spielt.“

Sie waren auf Boreas und haben Teilerfolge erzielt, aber der wirkliche Durchbruch ist Ihnen bisher nicht gelungen. Ich kann Ihnen auch sagen, warum das so ist. Die Leute auf Boreas brauchen Hilfe, aber Sie wollen ihnen diese Hilfe nur gewähren, wenn sie Einwanderer von der Erde aufnehmen. Nun sind die Menschen der Erde verwöhnt und stellen hohe Ansprüche. Außerdem sind sie wahrscheinlich nicht bereit, für ihren Wohlstand zu arbeiten. Hier auf der Erde können sie auf die Arbeit ihrer Vorfahren zurückgreifen und sich auf die früher geschaffenen Einrichtungen

stützen. Draußen sieht das ganz anders aus. Es läßt sich nicht vermeiden, daß die Kolonisten jedem Erdbewohner mit großem Mißtrauen begegnen.“

„Was hat das mit der Lösung des Problems zu tun?“ fragte Bassett.

„Das will ich Ihnen sofort sagen. Wenn Sie Einwanderer von Ymir anbieten könnten, sähe die Sache ganz anders aus. Die Leute sind zwar ein wenig verschroben, aber sie sind fleißig und ohne Ansprüche.“

Bassett mußte unwillkürlich lächeln. Er war klug genug, die Bedeutung dieses Vorschlags sofort zu erfassen. „Sie haben recht. Niemand betrachtet die Ymiraner als eine Bedrohung. Eine derartige Umsiedlung würde viele Veränderungen einleiten und die geistige Enge der Kolonien aufheben.“

„Machen Sie sich keine Illusionen. Bassett!“ sagte Counce warnend. „Sie wissen jetzt, wo der Hebel anzusetzen ist, aber allein werden Sie es nie schaffen. Wie wollen Sie die Ymiraner zum Verlassen ihres Planeten bewegen? Allein die Lösung dieses Problems wird Ihnen mehr Kopfschmerzen bereiten, als Sie schon gehabt haben. Dabei ist das doch nur ein untergeordnetes Problem.“

Bassett blickte Counce prüfend an. „Ich habe mich allmählich daran gewöhnt. Ihre Worte für bare Münze zu nehmen“, sagte er langsam. „Wie stellen Sie sich die Sache vor?“

„Wir haben auf Ymir Agenten, die unseren Plan vorbereiten“, antwortete Counce bereitwillig. „Wir benötigen lediglich die Hilfsmittel, die Ihnen so reichlich zur Verfügung stehen. Sie haben dabei eine gute Chance, uns später

doch noch zu überlisten, nämlich dann, wenn unsere Interessen nicht mehr konform gehen werden. Im Augenblick liegt eine Zusammenarbeit aber in unser beider Interesse.“

„Und wie stellen Sie sich diese Zusammenarbeit vor?“

„Die Einzelheiten werde ich Ihnen später mitteilen. Ich kann Ihnen aber garantieren, daß die Anforderungen nicht das Maß übersteigen werden, das Sie für Ihr eigenes Projekt angesetzt haben. Wir benötigen Geld, technische Hilfe, Menschen – und vor allem Ihren Einfluß!“

Bassetts Vorbehalte waren ihm deutlich anzusehen, aber er sah ein, daß er vorerst auf den Vorschlag seines Besuchers eingehen mußte, wenn er den Anschluß nicht verlieren wollte.

Counce hatte gesiegt!

*

Statt per Transfax eine unpersönliche Botschaft zu schicken, entschloß sich Counce, sich selbst nach Regis zu begeben, denn er wollte sich gleichzeitig um eine andere Sache kümmern. Vorher setzte er sich aber noch einmal mit Falconetta in Verbindung.

„Wie geht es ihr?“ fragte er teilnahmsvoll. Er brauchte nicht erst zu erklären, wen er meinte.

„Immer noch sehr schlecht“, antwortete Falconetta ungnädig. „Sie ist praktisch nur noch eine leere Hülle.“

„Hat Ram sich schon um sie gekümmert?“

„Nein. Er ist im Augenblick auf einem Relaissatelliten und prüft das von Bassett bestellte Programm. Bassett konnte es doch nicht lassen, allerhand Tricks einzubauen,

obwohl er genau weiß, daß wir keine hypnotischen Sendungen bringen. Die Sache ist so raffiniert ausgeklügelt, daß selbst Ram Schwierigkeiten hat, das Programm in unserem Sinne abzuändern.“

„Daran ist Bassett wahrscheinlich nicht schuld. Diese Dinge werden von seinen Experten ausgeklügelt.“

„Hat er nachgegeben?“ fragte Falconetta.

„Natürlich. Ich will mich jetzt mit Wu über die nächsten Schritte einigen. Vorher möchte ich dich um etwas bitten. Hoffentlich hast du die Zeit dazu. Es geht um folgendes ...“

*

Die Neuigkeit verbreitete sich schnell. Wer von dem Erfolg hörte, ließ für einen Augenblick von seiner Arbeit ab, um Counce zu gratulieren. Alle wußten genau, welche Arbeit es gekostet hatte. Bassett zum Nachgeben zu zwingen.

Counce wartete auf einen ganz bestimmten Gratulanten, aber der kam nicht. „Wo ist Anty?“ fragte er nach einiger Zeit und wunderte sich über die plötzlich einsetzende Stille.

„Es geht ihm nicht besonders gut“, brach Katja die peinliche Stille. „Es ist einfach nicht mehr an ihn heranzukommen. Als ich ihn zum letztenmal sah, saß er auf einem Felsen und blickte in die Wüste hinaus.“

„Er ist aber schon wieder am Pol und sieht sich zur Abwechslung das Eis an“, ergänzte Lotus etwas zynisch.

„Entschuldigt mich bitte!“ rief Counce und drängte sich zum Transfax, um sich nach Regis versetzen zu lassen.

Genau wie Lotus gesagt hatte, starrte Anty auf die wei-

ten Eisflächen der Polregion. Es gab auch kaum etwas anderes zu sehen, bis auf das Zelt, in dem der einzige Überlebende der fremden Raumschiffsmannschaft wohnte. Anty lief am Rande der Grube auf und ab, aus der die ersten Beweise der Existenz der Fremden zutage gefördert worden waren. Ab und zu stieß er einen Klumpen gefrorener Erde in die Grube und starrte tiefsinnig hinterher. Er hatte sich anscheinend an seinen neuen Körper gewöhnt, denn seine Bewegungen waren völlig natürlich.

Nur die geistige Umstellung war ihm nicht gelungen. Die Tatsache seines Todes und der Wiedergeburt in einer anderen Gestalt hatte ihn so überwältigt, daß er den Schock noch immer nicht überwunden hatte. Seine Haltung drückte eine tiefe Niedergeschlagenheit aus.

Für Counce war es immer ein Schock, einen Freund in einer neuen Gestalt zu sehen, obwohl er in den meisten Fällen an der Änderung mitwirkte und sich besonders in Antys Fall mit kleinen Änderungen zufriedengegeben hatte. Es war immer eine sehr schwierige Arbeit, die allergrößte Konzentration erforderte. Counce hatte jedoch nie einen Fehler gemacht. Den Geist, die Seele konnte er jedoch nicht verändern. Die Betroffenen mußten selbst mit der neuen Situation fertig werden und schafften es in den meisten Fällen auch in verhältnismäßig kurzer Zeit.

„Anty!“ rief er leise.

Der junge Mann lief weiter unruhig auf und ab und zeigte mit keiner Bewegung, daß er den Ruf vernommen hatte.

Counce ging zu ihm und lief nebenher. „Anty, ich habe eine Aufgabe für dich, eine wichtige Aufgabe!“

Anty war absolut nicht beeindruckt. Er hatte nun ein et-

was dunkleres, schärferes Gesicht, das seine Gefühle deutlicher erkennen ließ. Ein dichter schwarzer Haarschopf quoll unter seiner Kapuze hervor und verlieh seinem an sich sympathischen Gesicht einen etwas finsternen Ausdruck.

„Such’ dir lieber einen andern. Ich bin zu nichts mehr fähig.“

„Immer noch das alte Lied. Anty? Wie oft soll ich dir noch sagen, daß du nicht für die Handlungen der anderen verantwortlich bist! Du darfst dir nicht ewig Vorwürfe machen und darüber die Gegenwart vergessen! Komm’ mit mir, Anty. Ich bringe dich zurück und gebe dir eine wichtige Aufgabe.“

Anty blieb stehen und blickte Counce erstaunt an. Er schien aus einem langen Traum zu erwachen und nickte leicht.

*

Als sie von der Transfax-Plattform in den hellen Sonnenschein der Äquatorzone von Regis traten, wurden sie von einer größeren Gruppe erwartet. Darunter befand sich auch ein junges blauäugiges Mädchen, das sich allerdings absondert hatte und teilnahmslos wirkte.

„Das ist Enni Zatok“, sagte Counce sanft. „Du weißt, wer sie ist und was sie durchgemacht hat. Im Augenblick ist sie noch völlig ausgehöhlt und reagiert kaum. Bevor Bassett sie in seine Hände bekam, war sie die einzige Ymiranerin, die Jaroslav für unsere Arbeit empfehlen konnte. Ich übertrage dir jetzt die wichtigste und verantwortungsvollste Aufgabe, die ich dir jemals anvertraut habe. Anty.

Du mußt Enni aus ihrer gegenwärtigen Teilnahmslosigkeit herausreißen und zu einem vollwertigen Mitglied unserer Gemeinschaft machen. Sage nicht, daß du das nicht kannst! Du kannst es. und du wirst es auch tun.“

Anty schälte sich aus der dicken Schutzkleidung. Er sagte kein einziges Wort, aber er stieg von der Plattform und ging auf Enni zu. Enni sah ihn angstvoll an und wich scheu zurück.

Anty blieb stehen und blickte dem Mädchen in die Augen. Nach einer endlos scheinenden Zeit begann ein Lächeln um seine Lippen zu spielen. Und dann geschah das Wunder: auch Enni schien auf ihrem Wege aus dem Nebel der Teilnahmslosigkeit den ersten Schritt zu tun, denn sie erwiderte dieses Lächeln.

Counce. der gespannt zugesehen hatte, seufzte erleichtert auf ...

17.

„Wir werden schätzungsweise vier Monate brauchen, um alle Planeten zu besuchen, auf die wir die Ymiraner schicken wollen“, sagte Counce nach kurzem Nachdenken.

Bassett lächelte zynisch. Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, in Counce einen potentiellen Gegner zu sehen, der sich nur für kurze Zeit und aus eigennützigen Motiven mit ihm verbündet hatte. „Mit Ihrem Teletransportgerät ließe sich die Zeit bedeutend verkürzen.“

Counce schüttelte amüsiert den Kopf. „Das Gerät läßt sich leider nicht ständig benutzen“, log er. „Außerdem zweifle ich nicht daran, daß Sie dann Ihre Techniker und

Ingenieure ansetzen würden, um das Geheimnis unserer Erfindung herauszubekommen. Sie verfügen über den Metchnikov-Antrieb. Dadurch ist Ihr Privatschiff schnell genug.“

*

Bassetts Ruf war weitreichend. Deshalb war es auch nicht verwunderlich, daß der Lama von K'ung-fu-tse ihn sehr respektvoll empfing und fast die Ehrungen eines Staatsoberhauptes zukommen ließ.

„Es heißt, die Ymiraner seien sehr fleißig und anspruchslos“, sagte der Lama. „Das ist wahrscheinlich auf die ungünstigen klimatischen Verhältnisse zurückzuführen.“

Der Lama gewährte Bassett eine Audienz unter freiem Himmel. Die beiden saßen in einem herrlichen Garten im Schatten eines von der Erde importierten heiligen Baumes. Zwei Diener wedelten ihnen mit Palmwedeln Kühlung zu.

„Es heißt aber auch, daß diese Leute sehr intolerant sind“, fuhr der Lama fort. „Ich zweifle daran, daß sie sich assimilieren lassen.“

Bassett war aber ein gerissener Diplomat, der die Bedenken des Lama mit großzügigen Angeboten aus der Welt schaffte. Am Schluß der Unterredung bewunderte der Lama sogar Bassetts uneigennützigte Bemühungen, seinen Mitmenschen zu helfen.

*

Der Präsident der Regierung von Boreas hatte schon bei früheren Gelegenheiten ähnliche Verhandlungen geführt und kannte Bassetts raffinierte Methoden. Er war etwas vorsichtiger, versprach aber, den Vorschlag in wohlwollende Erwägung zu ziehen.

Bassett machte seine Vorschläge und sah seinem Partner deutlich an, daß dieser bald nachgeben würde, denn auch Boreas konnte sich ohne fremde Hilfe nicht weiterentwickeln. Land gab es genug. Außerdem bedeuteten dreihunderttausend Einwanderer keine Gefahr.

*

Auf Zeus mußte Bassett mit einem Diktator verhandeln. „Warum wollen die Ymiraner ihren Planeten verlassen?“ fragte der Diktator rundheraus. „Sagen Sie mir bloß nicht, die Leute haben es satt, wie Fakire zwischen Eisbergen und Schneewüsten zu leben! Dreihunderttausend sind eine ganze Menge. Ich möchte, daß die politischen Verhältnisse meines Machtbereiches stabil bleiben. Wer weiß, was für Ideen diese Leute mitbringen. Ich kann aber nicht glauben, daß die Ymiraner plötzlich vernünftig geworden sind.“

„Es ist das Ergebnis einer langen Entwicklung“, antwortete Bassett.

„Schön und gut. Aber warum kümmern Sie sich darum? Was versprechen Sie sich von Ihrer Aktivität?“

Bassett lächelte hintergründig. „Wenn dreihunderttausend Menschen plötzlich entdecken, daß die Entsagung wohl doch nicht das letzte Ideal ist, werden sie bald ihren Hunger auf weltliche Bequemlichkeiten und Genüsse ent-

decken. Sie können alle diese Dinge bekommen, denn ich werde großzügig liefern. Ihre Einnahmen an Zoll und anderen Steuern werden sich dadurch beträchtlich erhöhen.“

Der Diktator nickte. Das war die Sprache, die er verstand. Er ließ sich einen Federhalter bringen und unterzeichnete den von Bassett vorbereiteten Vertrag.

*

Und so ging es weiter. Nach vier Monaten waren Verträge über die Aufnahme der meisten Ymiraner abgeschlossen worden. Es blieb nur noch ein Rest von einer halben Million.

„Wird die Erde diese Leute aufnehmen?“ fragte Counce.

„Ich werde schon dafür sorgen“, antwortete Bassett.

„Die Sache hat sich bemerkenswert gut angelassen. Wissen die Ymiraner schon von ihrem Glück?“

Counce blickte etwas grimmig drein, als er antwortete: „Nein, sie wissen es noch nicht. Es gibt aber ganz sicher genug, die sich lieber früher als später in eine angenehmere Welt transportieren lassen.“

*

Bei der nächsten Landung der Amsterdam auf Ymir war Jaroslav nicht aufzufinden. Captain Leuwenhoek ging sofort zum Ältestenrat und verlangte Auskunft über dessen rätselhaftes Verschwinden.

„Keiner weiß es“, antworteten die Männer und bemühten sich krampfhaft, ihre Unwissenheit unter Beweis zu stellen.

Leuwenhoek blickte verächtlich auf die bedeutend kleineren Männer.

„Also gut!“ sagte er kurz. „Ich habe euch gewarnt. Wir kommen nur aus Barmherzigkeit hierher. Ihr wußtet, daß wir die Beziehungen sofort abbrechen, wenn unserem Agenten etwas zustößt. Ich weiß, daß er euch ein Dorn im Auge war. Bei meinem letzten Besuch wolltet ihr ihn wegen eines Mädchens verurteilen. Ich nehme an, daß ihr das auch getan habt. So erfahrene Lügner und Heuchler wie ihr sollten sich etwas Besseres einfallen lassen.“

Die Ymiraner sahen sich gegenseitig an. In den Laderäumen befanden sich die Dinge, die sie unbedingt brauchten, um den Anschluß an die nächste karge Ernte zu finden. Sie protestierten, sie flehten, jammerten und beteuerten immer wieder ihre Unschuld.

Vergeblich, denn Leuwenhoek stieg mit seinem Schiff auf. Es gab andere, günstigere Märkte. Zum Schluß gab er noch das Versprechen, nie wieder zurückzukehren.

Erschüttert und verängstigt machten sich die Ymiraner auf die Suche nach Jaroslav Dubin. Sie suchten den auf Ymir bestgehaßten Mann wie eine Stecknadel. Die überraschende Wahrheit war, daß sie tatsächlich nicht wußten, wo Jaroslav sich aufhielt. Sie stellten die ganze Stadt auf den Kopf und durchsuchten sein sündhaft luxuriöses Haus vom Keller bis zum Boden. Sie hofften, wenigstens seine Leiche zu finden, um ihre Unschuld an seinem Verschwinden beweisen zu können.

Jaroslav Dubin war und blieb unauffindbar.

„Es ist, als hätte er sich ein Loch gegraben und irgendwo in der gefrorenen Erde versteckt“, sagte einer der Männer

verzweifelt. Er hatte keine Ahnung, wie nahe er der Wahrheit gekommen war.

Jaroslav hatte seine Heimat per Transfax verlassen und das Gerät nachgeholt. Als die Sucher die Höhlung in der Wand fanden, sahen sie nur ein geräumiges, aber leeres Loch.

Der Kommandant des nächsten Schiffes reagierte nicht anders als Leuwenhoek und stieg wieder auf. Auch er versprach, nicht wieder zurückzukommen.

„Sie können uns doch nicht unserem Schicksal überlassen“, sagten die Optimisten. Aber die Kommandanten der Raumschiffe taten es und ließen sich durch nichts umstimmen. Nach zwei Monaten waren die kargen Vorräte erschöpft, und der Hunger zog in die Städte ein.

Die Fanatiker erklärten diese Hungersnot als eine gerechte Strafe für die Abweichungen von den Zielen der Vorväter, aber sie hatten damit keinen großen Erfolg. Besonders diejenigen, die ständig das Jammern ihrer hungrigen Kinder hören mußten, lehnten sich auf.

Besonders ungehalten und unzufrieden war die Jugend. Der Keim, den Jaroslav in ihre Herzen gepflanzt hatte, ging plötzlich auf. Die älteren Menschen sahen sich einer Rebellion gegenüber. Ihre sonst so gehorsamen Kinder gaben offen zu, daß sie mit Jaroslavs Ideen sympathisierten und die Lebensweise ihrer Eltern für verrückt hielten. Sie beschuldigten die ältere Generation, die Not durch eigene Schuld herbeigeführt zu haben.

Bald landeten überhaupt keine Raumschiffe mehr. Die Ymiraner erkannten, daß sie vollständig von der Außenwelt isoliert waren. Sie waren hilflos, denn sie besaßen

keine eigenen Schiffe. Sie besaßen auch keine Kommunikationsmittel. Nur das Licht stand ihnen zur Verfügung. Ein mit Scheinwerfern ausgestrahltes Notsignal würde aber kaum aufgefangen werden und wenn, dann viel zu spät. In der Zeit, die das Licht zum Erreichen eines anderen Planeten benötigte, würde die gesamte Bevölkerung des Ymir verhungern.

Ein gewaltiger Umschwung brach sich Bahn. Selbst die Alten gaben zu, daß sie auf die Enthaltung keinen Wert mehr legten und für eine Schüssel Suppe ihre Seligkeit hergeben würden.

Der Hunger wurde noch schlimmer und machte die Menschen zu wilden Tieren. Diejenigen, die sich einen kleinen Vorrat angelegt hatten und sich irgendwie verrieten, wurden verprügelt und beraubt. Banden zogen durch die Straßen und plünderten die letzten Lager; Polizisten wurden verprügelt.

Eines Morgens wurde sogar der angenagte Körper eines toten Kindes gefunden ...

„Die Ymiraner werden nie wieder behaupten können, daß sie besser als alle anderen Menschen sind“, sagte Counce mit steinernem Gesicht zu Bassett. „Ich glaube, wir können jetzt anfangen.“

Bassett war damit einverstanden. Er und Counce befanden sich in einem Schiff der riesigen Flotte, die um Ymir kreiste. Die Schiffe gehörten Bassett. Sie waren einer der Gründe, weshalb Counce Bassett zur Mitarbeit gezwungen hatte. Bassett verfügte über genügend Raumschiffe und über genügend Menschen und Geld.

Auf Bassetts Befehl brachen die Schiffe durch die äuße-

ren Schichten der Atmosphäre und rauschten durch die Luft auf die vorher festgelegten Landeplätze zu. Die besten Piloten waren ausgewählt worden, denn nur wenige konnten auf dem ausgebauten Flughafen der Stadt Festerburg niedergehen. Die anderen mußten sich eine geeignete Stelle suchen, was bei den schwierigen Bodenverhältnissen absolut nicht einfach war.

Für die hungernden Ymiraner war die Ankunft der vielen Raumschiffe ein unfassbares Wunder. Sie hatten sich schon mit ihrem unvermeidlichen Ende abgefunden. Schweigend und demütig versammelten sie sich um die landenden Schiffe.

Counce landete auf dem Flugplatz von Festerburg und blickte ungläubig auf die Menge. Er hatte einen Sturm auf die Schiffe erwartet, aber die Ymiraner standen still am Rande des Landeplatzes. Sie konnten es noch immer nicht fassen, daß nun doch die Hilfe kam.

Counce kletterte aus dem Schiff und trat auf die etwas vor der Menge stehenden Ältesten zu, die demütig zu ihm aufblickten.

„Wir bringen euch Lebensmittel“, sagte er. Er benutzte einen Handlautsprecher, damit die Menge alle seine Worte mithören konnte. Ein schwaches Jubelgeschrei brandete auf und ebte ebenso schnell wieder ab.

„Wir haben nicht viel gebracht, aber wir werden wiederkommen, obwohl es uns große Mühen bereitet. Wir haben mehr zu tun, als Narren zu füttern. Ihr seid nämlich Narren! Es gibt genug andere Planeten, wo die Menschen ein normales Leben führen können. Ihr zieht es vor, wie wilde Tiere zu leben. Eure Vorfahren haben euch dazu ver-

dammt, von der Barmherzigkeit anderer abhängig zu sein. Die Welt hier ist einfach nicht geeignet, Menschen zu tragen!“

Ein etwa achtzehnjähriger Junge löste sich aus der Menge und hob drohend die Faust in Richtung auf die Ältesten. „Es ist wahr!“ brüllte er.

„Ihr habt euch für die Auserwählten gehalten“, fuhr Counce fort und richtete seine Worte besonders an den Ältestenrat. „Ich nehme an, die letzten Monate haben euch erkennen lassen, daß ihr auch nur Menschen seid. Ihr seid stolz und fanatisch, aber eure leeren Mägen sind stärker als die verrücktesten Gedanken.“

Da keiner antwortete, sprach Counce weiter.

„Wir sind bereit, euch zu retten. Alle Menschen sind Brüder und müssen sich gegenseitig unterstützen. Unter Menschen darf es keine Feindschaft geben! Wir sind gekommen, um euch unseren guten Willen zu beweisen. Wir haben keine Mühe gescheut, um euch ein menschenwürdiges Dasein zu sichern. Vorerst haben wir nur für zwei oder drei Tage Lebensmittel an Bord. Wir können euch aber eine neue Heimat bieten. Die anderen Planeten sind bereit, euch aufzunehmen. Ihr habt die Wahl! Ihr könnt hier verhungern oder anderswo in einem angenehmen Klima ein neues Leben anfangen.“

Counce schwieg und blickte abwartend auf die Menge.

Ein paar Fanatiker hielten es für besser, lieber zu verhungern, aber die meisten Ymiraner waren den Vorschlägen zugänglich. Um den Stimmungsumschwung zu beschleunigen, wurden schnell Lebensmittel ausgeladen und unter die Hungrigen verteilt. Die Fanatiker zeterten und

jammerten. Sie wollten die Leute davon abhalten, ihre Seelen gegen Lebensmittel einzutauschen, doch die Reaktion der Masse war ganz erstaunlich. Es zeigte sich, daß sich trotz der strengen Lebensart eine Menge alter Schimpfwörter erhalten hatten und nun auf die verbohrt und fanatischen Anhänger der Entsagung niederprasselten.

Bald darauf kamen Berichte von den Landeplätzen der anderen Schiffe, überall spielten sich die gleichen Szenen ab.

Bassett blickte Counce verwundert an. „Ihre Agenten haben hier wirklich ausgezeichnete Vorarbeit geleistet. Ich hätte nie gedacht, daß die Ymiraner so reagieren würden.“

„Vielleicht liegt es daran, daß Sie sich nicht in die hier herrschenden Verhältnisse hineindenken können. Der Hunger weckt gewisse Instinkte, die Sie niemals kennengelernt haben. Auf der Erde gibt es ja im Augenblick keine Hungernden.“

Bassett schwieg. Er dachte bereits an die Zukunft. Zweifellos glaubte er noch immer an die Verwirklichung seiner eigenen Pläne. Er war fest dazu entschlossen, den Ruhm, die Menschheit vereinigt zu haben, allein für sich zu beanspruchen. Er wußte allerdings nicht, wie die Zukunft wirklich aussehen würde, denn er ahnte nichts von der Existenz der fremden Rasse.

18.

„Das ist mir rätselhaft“, sagte Lecoq grimmig. „Es hat doch keinerlei Schwierigkeiten gegeben. Die Ymiraner sind kurz und schmerzlos von den anderen aufgenommen worden.“

Sie haben sich widerstandslos in ihr Schicksal gefügt und wie Kälber zum Metzger führen lassen. Allerdings sind sie nicht geschlachtet, sondern überall gut aufgenommen worden.“

„Wenn ich nur wüßte, wohin dieser Counce verschwunden ist“, sagte Bassett grübelnd.

Es war ein trüber Tag. Über Rio hingen dunkle Regengewolken und verhüllten die Sonne. Bassetts Stimmung war dementsprechend.

„Diese Leute haben ihr Versprechen eingehalten. Alles ist so gekommen, wie dieser Counce vorausgesagt hat. Die Ymiraner werden geduldet und langsam assimiliert. Hier und da lacht man über ihre eigenartigen Gewohnheiten, aber das sind natürlich keine echten Probleme. Der Damm ist wirklich gebrochen. Lecoq. Wenn wir die Entwicklung weiter fördern, wird es bald einen regen Verkehr geben. Die seit Jahrhunderte währende Isolierung der Kolonien beginnt aufzuweichen.“

Lecoq fluchte leise vor sich hin. „Ich kann einfach keine Spur von dem Kerl entdecken. Wir hatten ihn während der ganzen Operation unter Beobachtung, um dadurch vielleicht einen Hinweis auf seine Organisation zu bekommen. Es war nichts zu machen. Zum Schluß verschwand der Kerl spurlos. Der Mann, den ich auf ihn angesetzt hatte, konnte sich das plötzliche Verschwinden überhaupt nicht erklären. Ich habe ihn natürlich rausgeworfen, aber ich bin fest davon überzeugt, daß er keine Schuld hat.“

„Ich mache dir ja auch keinen Vorwurf“, entgegnete Bassett. „Die Situation ist also folgende: Wir können eine derartig machtvolle Geheimorganisation unmöglich dul-

den. Außerdem brauchen wir das Geheimnis des Teletransports. Wenn wir es haben, müssen wir die anderen an der Auswertung dieser Erfindung hindern.“

Lecoq rieb sich verwirrt die Augen. „Ich weiß überhaupt nicht, was diese Leute wollen. Sie haben alles, wovon wir früher geträumt haben.“

„Aber nicht aus den gleichen Gründen“, gab Bassett zu bedenken. „Gibt es denn gar keinen Hinweis auf die möglichen Verbündeten dieses Burschen?“

Lecoq schlug einen dicken Ordner auf und blätterte darin herum. „Dieser Jaroslav Dubin gehört ganz ohne Zweifel zu dieser Gruppe. Keiner weiß, wo er sich im Augenblick aufhält. Unsere Leute halten natürlich die Augen offen. Sein Verschwinden war sehr merkwürdig. Er verschwand genau im richtigen Augenblick. Es klappte alles so gut, daß ich nicht an einen Zufall glauben kann. Immerhin hat sein Verschwinden beachtliche Folgen gehabt.“

Bassett nickte. „Es besteht aber die Möglichkeit, daß er ganz einfach entführt worden ist. Wer kommt noch in Frage?“

„Einige Leute aus dem Stab von Video-India, samt und sonders Mitarbeiter der Falconetta-Schau. Ab und zu verschwinden sie auf ungeklärte Weise für einige Zeit und tauchen dann ebenso plötzlich wieder auf. Falconetta gehört auch dazu.“

Bassett blickte auf. „Tatsächlich? Und was ist mit dem Produzenten? Der Mann hat doch unsere Reklamesendung entschärft und damit nutzlos gemacht.“

„Der natürlich auch“, antwortete Lecoq. „Auch auf den anderen Planeten scheint es Leute zu geben, die Verbin-

dung zu dieser Gruppe haben. Sie tauchten plötzlich auf, als die Ymiraner ankamen, übernahmen die Organisation und verschwanden nach getaner Arbeit. Alle diese Leute bekleiden einflußreiche Posten, aber keiner von ihnen hatte einen erkennbaren Grund, sich um die Einwanderer zu kümmern.“

Bassett lehnte sich nachdenklich zurück. „Das Bild nimmt langsam Formen an“, sagte er. „Anscheinend haben wir es mit einer seit langer Zeit aufgebauten, straff organisierten Geheimbewegung zu tun. Die Leute sind alle sehr sorgfältig ausgesucht worden. Sie sind Idealisten. Ich glaube nicht, daß wir einen von ihnen kaufen können.“

„Der Meinung bin ich auch. Das Verschwinden des Mädchens hat uns da einen kleinen Hinweis gegeben. Anscheinend werden alle Mitglieder der Organisation sorgfältig überwacht. Die einzelnen Mitglieder haben demnach gar nicht die Möglichkeit, die Gruppe zu verraten.“

„Wir müssen das Geheimnis des Teletransports erfahren“, sagte Bassett entschlossen. „Ohne dieses Wissen hätten sie ihre Organisation gar nicht aufbauen können. Diese Sache ist von unschätzbarem Wert. Was sagen unsere Physiker? Haben sie noch immer keine Spur? Es muß doch auch andere kluge Köpfe geben.“

Lecoq zuckte mit den Schultern. „Unsere Leute kommen nicht weiter. Außerdem haben unsere Freunde die Möglichkeit, jeden, der sie in Gefahr bringen kann, unschädlich zu machen.“

Bassett schloß sich dieser Ansicht nicht vollständig an. „Das können sie nicht. Irgendwie würde die Sache doch bekannt werden. Ich traue diesen Leuten allerhand zu, aber

sie sind schließlich auch nur Menschen. Übrigens, wer weiß außer uns von der Existenz dieser Gruppe?“

„Kein einziger Mensch. Alle halten die Evakuierung des Ymir für Ihre Idee. Diese Ansicht habe ich auch propagiert. Es wäre schließlich nicht gut für die Moral unserer Leute, wenn sie wüßten, daß wir praktisch unter Druck gehandelt haben.“

Bassett war damit zufrieden und blätterte in dem Ordner, den er sich von Lecoq über den Schreibtisch reichen ließ. „Was wir jetzt zu tun haben, liegt auf der Hand. Lecoq. Wir müssen ein Mitglied dieser Gruppe in unsere Gewalt bekommen und ausquetschen.“

„In Ordnung. Ich fange bei Video-India an.“

*

Counce war nach Regis zurückgekehrt und hatte Bassetts Leuten die letzten Evakuierungstransporte anvertraut. Für ihn gab es noch viel Arbeit. Er mußte sich um Enni Zatok. Anty und besonders um den Fremden kümmern. Außerdem war er davon überzeugt, daß Bassett keineswegs zufrieden war und einen absoluten Machtanspruch erhob. Jede Konkurrenz war ihm im Wege, und er würde sicher vor nichts zurückschrecken, um diese Konkurrenz aus dem Wege zu räumen.

Anty hatte wirklich Erstaunliches geleistet. Enni war wieder ein lebenslustiges, fröhliches Mädchen und hatte die schrecklichen Erlebnisse ohne ernste Folgen überwunden. Counce gratulierte Anty zu diesem Erfolg, obwohl er genau wußte, daß ganz normale menschliche Gefühle für

diese schnelle Heilung verantwortlich zu machen waren Er stand mit Anty neben der Transfax-Plattform und blickte zu Enni hinüber, die in der Sonne lag und ihren Körper bräunen ließ. Selbst die anerzogene Scheu und die übertriebene Scham hatte sie überwunden und empfand wie jedes andere in normaler Umgebung aufgewachsene Mädchen.

„Es ist die alte Geschichte“, sagte Counce. „Ein Mensch, der nicht nach streng logischen Grundsätzen handelt und sich nach künstlichen Prinzipien orientiert, kann kein normales Leben führen und wird immer wieder falsch auf die verschiedensten Umwelteinflüsse reagieren. Mit den Fremden ist es nicht viel anders.“

Anty blickte ihn verständnislos an. „Ich kann den Zusammenhang nicht erkennen.“

„Wirklich nicht? Sie kamen aus dem Schiff und kämpften, weil sie uns automatisch als Feinde betrachteten. Wir haben dagegen nach streng logischen Gesichtspunkten gehandelt. Ein kriegerisches Zusammentreffen mit einer anderen Lebensform muß unvermeidlich zu einer Katastrophe führen. Wir streben eine friedliche Zusammenarbeit an und halten uns für Idealisten, aber in Wahrheit wollen wir doch nur unsere eigene Haut retten. Wir denken nicht nur an die Zukunft, sondern an unsere eigene Sicherheit.“

„Das ist doch menschlich“, sagte Anty.

Counce sah ihn von der Seite an. Anty konnte mit seinem neuen Körper wirklich zufrieden sein. Vielleicht hatte Antys Aussehen wesentlich zu Ennis Gesundung beigetragen.

„Sie sieht gut aus, nicht wahr?“

„Wer? Enni? – Ja, sie ist reizvoll“, antwortete Anty und gab sich Mühe, seine wahren Gefühle zu verbergen.

Counce lächelte nur wissend und wandte sich ab. Als er an Wus Büro vorbeiging, wurde die Tür aufgestoßen, und Wu winkte ihn heran. „Eine Neuigkeit von Ram!“ rief Wu. „Bassett ist uns auf der Spur! Seine Agenten ziehen Erkundigungen ein, wo Ram, Falconetta und die anderen beiden ihre Freizeit verbringen.“

„Du meinst die beiden anderen, die ebenfalls bei Video-India beschäftigt sind?“

„Wen denn sonst? Was machen wir nun?“

„Wir werden Bassetts Agenten informieren.“

„Bist du verrückt, Said?“

„Ganz im Gegenteil. Bassett ist nicht dumm und arbeitet sehr schnell. Wir haben ihm einiges sagen müssen, um ihn überhaupt erst zur Mitarbeit zu bewegen. Wir mußten ihm dabei Hinweise geben, die er jetzt ausnutzen kann. Es läßt sich leider nicht ändern. Die Gefahr ist aber noch nicht sehr groß. Wir werden Bassett Teilinformationen zukommen lassen. Das wird ihn einigermaßen zufriedenstellen und von den wirklichen Problemen ablenken. Ram kann Bassett Informationen zukommen lassen, die ihn unweigerlich hierher locken werden.“

„Aber wozu?“

„Ich möchte ihn hier draußen haben, denn hier können wir unsere Bedingungen diktieren. Außerdem fasziniert mich dieser Mann. Ich erkenne mich selbst in ihm wieder. Ich war ungefähr in seinem Alter, als ich die entscheidende Entdeckung machte. Bassett ist ein ganz besonderer Mensch. Ich will mich nicht loben, aber ich

muß gestehen, daß ich in seinem Alter genauso war. Allerdings denke ich anders als er. Wir haben die gleichen Fähigkeiten, aber grundverschiedene Ziele. Wenn er – wie ich – die Gelegenheit hätte, sein Leben beliebig zu verlängern und auf weite Sicht zu planen, hätte er die gleichen Möglichkeiten, aber ich bin davon überzeugt, daß er anders handeln würde. Die Menschen sind ihm gleichgültig. Trotz seiner Intelligenz ist er maßlos verblendet und denkt nur an Macht und Ruhm. Das macht ihn gefährlich. Ich möchte ihn hier auf Regis haben. Er wird kommen und nicht ahnen, was ihn hier erwartet. Keiner weiß das – nur ich.“

Wu verstand zwar nicht recht, was Counce meinte, aber er nickte zustimmend.

„In der Zwischenzeit werde ich mich um ‚Freund‘ kümmern. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir uns geirrt haben.“

Wu sah Counce beunruhigt an. „Wie meinst du das?“

„Falconetta hat sein Vertrauen gewonnen. Warum sollte es uns nicht gelingen, das Vertrauen seiner ganzen Rasse zu gewinnen? Wir wollten die Vereinigung mit den andern hinauszögern. Vielleicht ist das gar nicht nötig. Der Planet Ymir ist völlig entvölkert und wartet auf neue Siedler. Wenn wir den Fremden die Landung gestatten, werden sie das sicher als einen Beweis unseres guten Willens werten. Wir können vertraglich vereinbaren, daß sie den für sie geeigneten Planeten bekommen können, wenn sie unsere anderen Kolonien in Ruhe lassen. Wenn uns das gelingt, ist die Gefahr gebannt.“

„Das klingt nicht schlecht“, sagte Wu nachdenklich.

Der Überlebende aus dem fremden Schiff hatte Initiative entwickelt und sich nach seinem Geschmack eingerichtet. Als Counce von der Transfax-Plattform in die kalte Polarluft trat, konnte er sofort den fremden Einfluß erkennen. „Freund“ hatte sich aus dem gefrorenen Boden eine Art Iglu gebaut. Vor der Hütte befand sich ein kleiner Garten, in dem trotz der Kälte fremdartige Pflanzen wuchsen. Die für den Gefangenen aus dem Schiff geholten Lebensmittel enthielten Samenkerne, die „Freund“ einer nützlichen Verwendung zugeführt hatte.

Counce ging auf den merkwürdig geformten Eingang der Hütte zu. Natürlich war dieser Eingang der kompakten Form des Erbauers angepaßt. Counce klopfte und wurde von Falconetta eingelassen.

Falconetta stellte ihn vor, wobei der Sprachkonverter ihre Worte in die merkwürdig tiefe und grunzende Sprache der Fremden übersetzte. Für Counce waren diese Laute überraschend, doch Falconetta hatte sich anscheinend schon daran gewöhnt.

„Ich kann mich an dich erinnern“, sagte „Freund“. Der Konverter war so eingestellt worden, daß seine Stimme voll und männlich klang. „Du hast mir damals die Fesseln abgenommen. Ich habe dir noch nicht dafür gedankt. Damals hatte ich große Angst. Jetzt aber nicht mehr.“

Counce lächelte zufrieden. Aber selbst dabei hatte er Bedenken, denn er wußte ja nicht, wie sein Gesprächspart-

ner das durchaus wohlmeinende Entblößen der Zähne auffassen würde.

„Du weißt sicher noch nicht, daß ‚Freund‘ ein Kolonial-experte ist“, sagte Falconetta.

„Das stimmt“, warf „Freund“ ein. „Ich bin jetzt der Meinung, daß unsere beiden Rassen durchaus friedlich nebeneinander existieren können.“

„Ich bin der gleichen Meinung“, antwortete Counce. „Deshalb möchte ich dir etwas zeigen.“

*

Es war kein besonderes Problem, „Freund“ per Transfax auf den nun vollständig evakuierten Planeten Ymir zu bringen. „Freund“ war recht intelligent und hatte längst erkannt, daß die Menschen ein derartiges Beförderungsmittel besaßen. Wie hätten sie sonst ein Raumschiff aus seinem Kurs reißen und über eine ungeheure Entfernung auf einen Planeten holen können ...

Der Ymir bildete einen merkwürdigen Anblick. Leere Städte zeugten von den ehemaligen Bewohnern; auf den Feldern standen die kargen und niedrigen Getreidearten, und einige abgemagerte Rinder fraßen die aus dem kalten Boden sprießenden Halme ab.

Um Energie zu sparen, hatte Counce eine Transfax-Plattform vorausgeschickt und an einem besonders übersichtlichen Punkt aufgestellt. Von dieser Stelle aus waren die schneebedeckten Berge, die flachen Ebenen und auch das rollende, stürmische Meer zu sehen.

Sie stiegen nacheinander von der Plattform. Erst Counce

ce, dann „Freund“ – etwas ängstlich zwar – und zum Schluß Falconetta. Die beiden Menschen standen zitternd im eisigen Wind, doch „Freund“ ging beglückt ein paar Schritte vorwärts.

Counce und Falconetta sahen sich bedeutsam an. Falconetta hatte den transportablen Sprachkonverter mitgenommen und schaltete ihn ein.

„Das ist der Planet, den ihr euch von oben angesehen habt“, erklärte Counce.

„Freund“ fuhr überrascht herum. „Das kann doch nicht sein! Wir haben festgestellt, daß dieser Planet besiedelt ist.“

Counce dachte an all die Dinge, die sich in der Zwischenzeit ereignet hatten und lächelte. Später wollte er „Freund“ alles erklären, aber im Augenblick war das nicht notwendig. „Wir brauchen diesen Planeten nicht“, sagte er. „Einige von uns lebten hier. Aber als wir herausfanden, daß ihr einen Planeten wie diesen braucht, haben wir ihn für euch geräumt. Ich glaube, ihr könnt mehr damit anfangen.“

„Freund“ hob seine armähnlichen Vorderglieder und machte eine umfassende Gebärde. „Das ist das schönste Land, das ich je gesehen habe!“ rief er verzückt aus.

Er machte sich sogleich auf, um die nähere Umgebung zu prüfen.

Counce und Falconetta mußten ihm wohl oder übel folgen und die enorme Kälte in Kauf nehmen. Erst nach zwei Stunden waren sie wieder bei der Plattform. Sie froren erbärmlich, aber „Freunds“ übergroße Freude entschädigte sie mehr als genug für diese Unbequemlichkeit.

Sie waren kaum angelangt, als das Kraftfeld aufleuchtete und ein Mensch von der Plattform trat. Es war Katja.

„Hier seid ihr also!“ rief Katja. „Ihr hättet uns vorher informieren sollen. Wir haben alle bewohnten Planeten nach euch abgesucht.“

„Wir haben uns hier ein wenig amüsiert“, antwortete Counce lachend. „Was gibt es denn?“

„Ein weiteres Schiff der Fremden ist im Anflug! Wir haben alles vorbereitet, um die Aktion zu wiederholen. Wu ist aber der Meinung, daß du deine Pläne inzwischen geändert hast. Wir müssen das unbedingt wissen, denn die Zeit ist knapp.“

„Laß mich nachdenken!“ sagte Counce grüblerisch und blickte dabei auf „Freund“, der sich immer wieder verzückt umsah und alle Eindrücke in sich aufnahm. „Wieviel Zeit haben wir noch?“

„Sie werden in zwei Tagen hier sein. Wir haben nur noch acht Stunden Zeit, um das Schiff in unsere Gewalt zu bekommen. Danach wird es außerhalb der Reichweite sein.“

„Zwei Tage!“ wiederholte Counce nachdenklich. „Gut, wir lassen sie kommen. Wenn sie landen, werden wir sie mit einem kleinen Empfangskomitee überraschen.“ Bevor noch einer etwas dazu sagen konnte, war Counce schon auf der Plattform und wenig später wieder bei Wu im Hauptlager auf Regis.

*

Alles war sorgfältig vorbereitet, aber die Reaktion der Fremden ließ sich natürlich nicht vorausberechnen. Was

mochte die Besatzung des in einem weiten Bogen heranschießenden Raumschiffes wohl denken? Counce hätte viel gegeben, um das zu wissen, aber er war wie alle anderen nur auf Vermutungen angewiesen.

Er und Falconetta hatten „Freund“ stundenlang bearbeitet und ihm verdeutlicht, was von seinem Verhalten abhing. Sie hatten es nicht besonders schwer gehabt, denn „Freund“ war nun schon völlig von den friedlichen Absichten der Menschen überzeugt.

Nun stand er allein auf dem Landeplatz von Festerburg. Er hielt einen Speziallautsprecher bereit, um seine Kameraden sofort nach der Landung von unüberlegten Handlungen abzuraten.

Das Schiff landete. Offiziere kamen heraus und umringten „Freund“ in respektvoller Entfernung. Sie waren offensichtlich überrascht, ein Mitglied der anderen Schiffsbesatzung zu sehen. Alle trugen Waffen und sahen sich immer wieder um, denn sie befürchteten einen plötzlichen Überfall.

„Freund“ sprach zu seinen Kameraden. Er wies auf die verlassene Stadt, auf die vernachlässigten Felder und die zurückgebliebenen Tiere. Es dauerte lange, ehe er die mißtrauischen Offiziere überzeugt hatte. Erst dann gab er Counce und Falconetta einen Wink. Die beiden kamen aus ihrem Versteck hervor und gingen langsam auf die Gruppe zu.

Ein paar Meter vor den grauen, mit farbigen Symbolen bemalten Gestalten blieben sie stehen. Falconetta schaltete den Konverter ein und sagte die Begrüßungsformel, die „Freund“ ihnen vorher beigebracht hatte.

Die Fremden ließen zögernd ihre Waffen sinken. Einer von ihnen, anscheinend der Kommandant des Raumschiff-

fes, kam näher heran und sah sich die beiden Menschen genau an. Schließlich zeigte er auf den Sprachkonverter und begann zu sprechen.

Es war verwirrend, einen anderen mit der gleichen Stimme sprechen zu hören, aber der Konverter war nun einmal auf eine bestimmte Stimme eingestellt und machte keine Unterschiede. Der Kommandant begriff sofort, welche Funktion das wunderbare kleine Gerät hatte.

Counce und Falconetta beantworteten alle seine Fragen und wurden dabei von „Freund“ nach Kräften unterstützt.

„Es tut uns außerordentlich leid, daß es mit der Mannschaft des anderen Schiffes zu einem Kampf kam“, sagte Counce. „Wir hatten keine bösen Absichten, aber sie griffen uns ohne Warnung an und töteten achtzehn von uns.“ Er verschwieg dabei allerdings, daß diese Toten schon längst wieder ein neues Leben führten. „Derartige Zwischenfälle werden jetzt natürlich nicht mehr vorkommen. Jetzt hängt alles von euch ab. Wenn ihr euch vor uns fürchtet und uns nicht traut, müßt ihr wieder fort. Wenn ihr aber glaubt, daß ihr friedlich neben uns leben könnt, geben wir euch diesen Planeten.“

Der Kommandant des großen Schiffes überlegte lange. Während dieser Zeit ging Counce die ungeheure Bedeutung dieses Augenblicks auf. Er war erschüttert und überwältigt.

Ich habe eine ungeheure Macht, sagte er sich. Ich verschenke einen ganzen Planeten und leite damit eine ganz neue Epoche der Menschheitsgeschichte ein.

Die Fremden diskutierten leise miteinander. Sie sprachen so leise, daß der Konverter ihre Worte nicht übertra-

gen konnte. Die Spannung wurde langsam unerträglich. Endlich löste sich der Kommandant aus der Gruppe und kam auf Counce zu.

„Wir vertrauen euch“, sagte er feierlich. „Um es zu beweisen, werden wir unsere Waffen ablegen.“

Counce zuckte mit den Schultern. „Das ist gar nicht notwendig, denn ihr könnt uns ohnehin nichts anhaben.“

Aus allen möglichen Verstecken kamen nun Wu, Katja und all die anderen hervor. Die Fremden schlossen sich wieder eng zusammen, aber das war nicht verwunderlich. Das neue freundschaftliche Verhältnis war noch zu ungewohnt. Immerhin waren die Fremden wahrscheinlich auf eine kriegerische Auseinandersetzung vorbereitet und mußten sich erst der veränderten Lage anpassen.

Counce atmete erleichtert auf. Dieses Problem war zufriedenstellend gelöst. Es blieb aber noch ein ungelöstes Problem.

Wu drängte sich an ihn heran und flüsterte: „Said, wir haben gerade eine Nachricht von der Erde. Bassett muß etwas wissen. Er ist mit seinem Raumschiff unterwegs. Wahrscheinlich wird er auf Regis landen. Was nun?“

„Das wirst du bald erfahren“, antwortete Counce müde lächelnd. „Wir können nur hoffen, daß alles wunschgemäß verläuft“

19.

Der Erfolg hatte Counce alle Kraft genommen. Vorher hatte die Spannung ihn angetrieben und zu immer größeren Leistungen angespornt, aber nun fühlte er sich erschöpft

und verbraucht. Seine tiefe Müdigkeit war aber nicht nur auf die körperlichen Anstrengungen zurückzuführen. Counce war alt. Nach jedem Tode hatte er einen jungen Körper erhalten, denn das war durch Veränderungen der elektronischen Aufzeichnungen möglich, aber der Geist, die Seele, die Persönlichkeit ließen sich nicht umformen und erneuern. All die vielen Erinnerungen seines langen Lebens belasteten ihn und machten ihn innerlich zu einem uralten Mann. Er hatte eine besondere Reife und ein großes Wissen, vielleicht zuviel Wissen, um noch wirklich glücklich sein zu können. Counce wußte längst, daß das ewige Leben zwar möglich war, aber nicht unbedingt ein Glück bedeutete.

Er war allein auf Regis, denn alle anderen waren natürlich auf Ymir. Roboter registrierten alles und zeichneten alle Ereignisse auf. Counce wußte, daß diese Roboter ihn beobachteten, aber es störte ihn nicht, denn diese Maschinen konnten sich nicht in seine Pläne einmischen und konnten keine Fragen stellen.

Er schämte sich ein wenig, denn was er plante, war eigentlich feige. Er wußte aber, daß es keinen besseren Weg gab und daß nur er allein diesen Plan verwirklichen konnte.

Das Transfax-System war seine Erfindung. Er kannte die Möglichkeiten dieses Gerätes besser als jeder andere. Und doch spürte er eine gewisse Unsicherheit, als er sich an die Arbeit machte und ganz bestimmte Einstellungen vornahm. Dabei mußte er sich beeilen, denn er wollte sich von keinem seiner Freunde überraschen lassen. Das Gerät selbst würde aber seine Aktionen verraten. Counce machte sich deshalb die Mühe, die automatische Aufzeichnung zu verwirren, um so jede Spur zu verwischen.

Endlich war er mit den Vorbereitungen fertig. Er zweifelte selbst am Gelingen seines Planes, denn was er vorhatte, war selbst mit den vorhandenen Möglichkeiten ein Unding.

Dann sah er sich noch einmal um. lächelte müde und trat in das leuchtende Kraftfeld der Transfax-Plattform.

Im ersten Augenblick konnte er kaum glauben, daß seine Berechnungen wirklich fehlerlos waren. Er hatte sich in ein Raumschiff versetzt, das schneller als das Licht durch das All jagte. Ein Fehler von wenigen Zentimetern hätte seinen Tod und die Vernichtung des Schiffes zur Folge gehabt.

Er stand fassungslos in der großen Doppelkabine und blickte auf den Tisch mit den eingelassenen Schachfiguren. Er war allein in der Kabine. Früher oder später würde Bassett hereinkommen, denn das Schiff bot keinen anderen bequemen Aufenthaltsraum. Counce setzte sich in Bassetts Sessel und nahm sich einen seiner Zigarillos.

Ein paar Minuten später kam Bassett herein. Er war schon mitten im Zimmer, als er Counce erblickte. Er war so entsetzt, daß er kein einziges Wort hervorbringen konnte und sich auf den Tisch stützen mußte. Mit kalkweißem Gesicht starrte er Counce an und konnte einfach nicht begreifen, daß da ein Mensch in seinem Sessel saß.

„Setzen Sie sich. Bassett!“ sagte Counce gelassen. „Ich möchte mit Ihnen reden.“

Bassett sah sich angstvoll um. Die Tür hatte sich automatisch geschlossen und versperrte ihm den Rückweg. Wahrscheinlich war die Abhöranlage nicht eingeschaltet, denn es bestand ja keine Notwendigkeit dazu. Fast betäubt ließ sich Bassett in einen anderen Sessel fallen, die Fähig-

keiten seines Gegenübers mußten ihm einfach unbegrenzt erscheinen.

Counce wartete ab, bis Bassett sich einigermaßen beruhigt hatte. Dann klopfte er die Asche von seinem Zigarillo und blickte Bassett direkt in die Augen.

„Ihre Leute haben gute Arbeit geleistet“, sagte er anerkennend. „Ram Singh gehört wirklich zu uns. Daß Sie herausgefunden haben, daß wir auf Regis einen Stützpunkt haben, ist allerdings nicht Ihr Verdienst. Ich habe Ram angewiesen, entsprechende Andeutungen zu machen. Ich wollte ganz sichergehen, daß Sie sich selbst darum kümmern und sich sofort auf den Weg machen. Ich war davon überzeugt, daß Sie diese wichtige Aufgabe keinem anderen anvertrauen würden.“

„Was wollen Sie?“ würgte Bassett hervor.

„Ich will Sie an der Ausführung Ihrer Pläne hindern. Bassett!“ Counce stützte die Ellenbogen auf den Tisch und beugte sich weit vor. „Sie sind ein gefährlicher Mensch. Soll ich Ihnen sagen, warum?“

Bassett gewann allmählich seine Fassung wieder. Er hoffte, seine Leute alarmieren zu können und wollte Zeit gewinnen. Er nickte deshalb.

„Sie sind ein intelligenter Mensch, Bassett. aber Sie übersehen die wichtigsten Dinge. Dabei sind Sie aber mächtig genug, aus Ihren Fehlern ungeheure Katastrophen zu machen. Sie denken immer nur an sich selbst und nie an die gesamte Menschheit.“

„Wollen Sie mir das bitte erklären!“ fauchte Bassett beleidigt.

„Natürlich. Ich habe Ihnen schon bei unserer ersten Be-

gegnung gesagt, daß Sie herrschen wollen. Ihr Ehrgeiz beschränkt sich dabei nicht auf die Erde, sondern auf alle bewohnten Planeten. Sie übersehen dabei die Tatsache, daß Sie nicht zum Herrschen geeignet sind. Wir sind besser geeignet und haben das auch schon bewiesen.“

„Daß ich nicht lache! Sie verfügen über eine geheime Organisation, Sie haben einen gewissen Einfluß und erstaunliche Mittel, aber keine Macht.“

„Keine Macht?“ Counce zog die Augenbrauen hoch und lächelte überlegen. „Wir haben die Macht, einen ganzen Planeten zu verschenken. Ist es etwa keine Macht, das Schicksal zweier Lebensformen bestimmen zu können? Ist es keine Macht, zu bestimmen, daß zwei völlig fremde Lebensformen friedlich nebeneinander leben sollen?“

„Zwei verschiedene Lebensformen?“ fragte Bassett verständnislos.

Counce nickte nur. „Das übersteigt Ihr Vorstellungsvermögen!“

Bassett wurde plötzlich ganz ruhig. „Sie sind ein Narr! Sie bluffen nur, und ich werde diesen Bluff aufdecken. Wenn Sie wirklich die Wahrheit sagen, habe ich ja nichts zu verlieren.“

„Richtig, Bassett. Sie sind sich doch darüber im klaren, daß ich einen so gefährlichen Mann wie Sie nicht am Leben lassen kann.“

Bassett sprang auf und brüllte um Hilfe, so laut er konnte.

Auch Counce stand langsam auf und sah sich um. Direkt über sich sah er die schwache Stelle des Schiffes, die durch

eingeschweißte Träger verstärkt worden war. Er sah auf seine Uhr und nickte zufrieden.

Lecoq und andere Besatzungsmitglieder kamen in die Kabine gestürzt und starrten fassungslos auf den neuen Passagier.

„Sie wissen, über welche Möglichkeiten ich verfüge“, sagte Counce ruhig. „Auf die gleiche Art und Weise, in der ich hergekommen bin, kann ich die Träger da oben verschwinden lassen. Sie werden in wenigen Sekunden nicht mehr vorhanden sein. Sie können sich wohl vorstellen, was das bedeutet! Niemand kann noch etwas daran ändern – auch ich nicht.“

Counce war davon überzeugt, daß seine sorgfältigen Einstellungen stimmten. Er hoffte, daß inzwischen keiner seiner Leute zum Hauptlager zurückgekehrt war und die Automatik verändert hatte.

„Er bringt uns alle um!“ brüllte Bassett.

Auf den Gesichtern der Männer spiegelte sich die Gewißheit des nahen Todes. Sie starrten zur Decke, wo sich die Träger plötzlich auf geheimnisvolle Art und Weise auflösten. Die von dem furchtbaren Innendruck gequälten Platten kreischten und knirschten. Jeden Augenblick konnte die Außenhaut nachgeben.

Bassett hatte bereits mit seinem Schicksal abgeschlossen. Er sah ein, daß er seinen Meister gefunden hatte, aber seine Augen verrieten seinen letzten Triumph. Counce machte keine Anstalten, das Schiff zu verlassen und war somit auch dem Tode preisgegeben.

Eine Sekunde später gaben die Schweißnähte nach: das Schiff riß der Länge nach auf. Counce fand endlich das

Vergessen, nach dem er sich schon so lange sehnte. Bassett starb mit der Gewißheit, daß sein Gegenspieler den gleichen Tod gefunden hatte. Das war das Ende ...

*

Counce spürte die Kälte und auch den Schmerz. Was war das? War das das ersehnte Nichts? Er durfte doch nichts mehr fühlen und denken.

War es den anderen etwa doch gelungen, ihn wieder zu materialisieren? Er hatte doch alle Aufzeichnungen gelöscht oder zumindest verändert. Aber er erinnerte sich klar an die Explosion des Schiffes, an den endgültigen Tod ...

Er wollte nicht mehr leben. Hatte er den anderen nicht deutlich genug gezeigt, daß er endlich Ruhe haben wollte?

Eine plötzliche Wut stieg in ihm auf. Es war sinnlos, denn er konnte sich nicht bewegen. Erst nach einiger Zeit stellte er fest, daß er die Augenlider öffnen konnte.

Er sah erst wallende Nebel, dann Schatten und plötzlich ein klares Bild. Er erkannte blonde Haare und blaue Augen, die auf ihn niederblickten.

„Enni Zatok?“ Er konnte sogar wieder sprechen, mit Mühe zwar, aber immerhin verständlich.

„Wir haben es geschafft!“ rief Enni freudig aus. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Anty, er erinnert sich an meinen Namen!“

Ennis helles Gesicht verschwand aus dem Gesichtskreis, und ein dunkleres Männergesicht tauchte auf. „Das ist ein wahres Wunder!“ sagte eine Stimme.

Counce hatte Mühe, bei Bewußtsein zu bleiben und eine Frage zu formulieren. „Was macht ihr?“ fragte er stoc-kend.

„Weißt du es nicht, Said? Wir haben dich seit über hundert Jahren gesucht. Ein Schiff der Fremden hat dich gefunden und hergebracht. Du bist wieder auf Regis! Bei der Explosion des Schiffes bist du augenblicklich zu einem Eisblock erstarrt. Wir wußten das natürlich nicht, aber wir hatten Zeit genug, alle Möglichkeiten zu prüfen. Wir haben endlich die richtige Antwort gefunden. Die Flugbahn des Schiffes stand fest. Der Rest war also nicht besonders schwer. Du bist seit hundert Jahren auf der gleichen Bahn durch das All gerast.“

Counce hielt mit Mühe die Augen auf und sah die beiden jungen Leute an. „Ihr habt euch in den hundert Jahren nicht sehr verändert.“

„Du aber auch nicht“, antwortete Anty glücklich. „Alle wollten versuchen, dich wieder zu materialisieren, aber ich habe das bisher verhindert. Dein Verhalten hat deutlich gesagt, daß du Ruhe haben wolltest.“

„Jetzt habt ihr mich aber doch zurückgeholt. Warum eigentlich?“

„Du sollst sehen, wie sich die Welt inzwischen verändert hat. Vielleicht gefällt sie dir jetzt.“

„Erzählt mir alles!“ sagte Counce. „Vielleicht lohnt es sich, noch einmal zurückzukommen. Wer steht denn jetzt an der Spitze?“

„Anty“, antwortete Enni stolz.

Counce schloß die Augen. Das Werk war vollbracht. Er wollte es sehen. Er versuchte sich die Veränderungen der

letzten hundert Jahre vorzustellen. Er hatte sich hundert Jahre lang ausgeruht. Das war lange genug. „Also gut! Ich will es noch einmal versuchen!“ sagte er mit neuer Kraft.

– Ende –

Als TERRA-SONDERBAND 64 erscheint von
KURT MAHR:

Bluff der Jahrtausende

Zu einer Zeit, in der die interstellare Raumfahrt zu den Selbstverständlichkeiten gehört wie heute eine Autofahrt, taucht, von den automatischen Geräten eines Aluminium-Bergwerks erfaßt, eine Sammlung von Aufzeichnungen und Berichten auf, die ein Mann des 20. Jahrhunderts sorgsam deponierte, um sie der Nachwelt zu bewahren.

Was dieser Mann seinen Urenkeln übermittelt hat, erscheint den terranischen Regierungsstellen von schicksalhafter Bedeutung. Kosmische Agenten werden eingesetzt, um den Wahrheitsgehalt der Berichte zu überprüfen – und die Bewohner ganzer Sonnensysteme beginnen sich für den drohenden galaktischen Krieg zu rüsten ...

Diesen spannenden Roman aus der Feder des jungen deutschen Erfolgsautors erhalten Sie in Kürze – wie üblich für 1,– DM – überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel.